Sittliche

und natürliche

Geschichte von Tünt

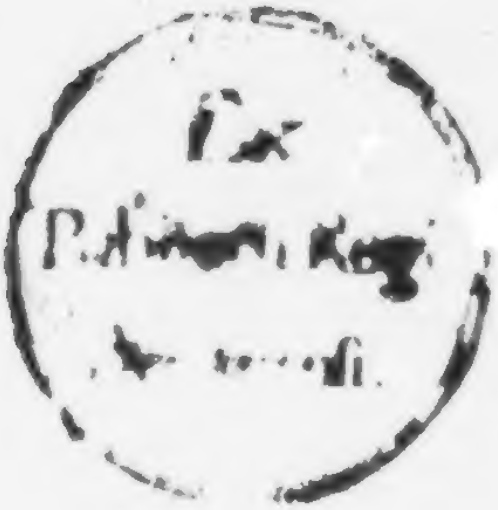
Aus dem Französischen,

im Auszuge.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung

1772.



Wenn jemand im Stand iſt, eine ſichere Nachricht von dem Innern eines Landes der drey andern Welttheile zu geben, ſo ſind es die Miſſionarien: die Natur ihrer Verrichtungen ſetzt ſchon einen genauern und fortgeſetztern Umgang mit den Eingebohrnen, und eine richtigere Bekanntſchaft mit den Gewohnheiten und Produkten des Mutterlandes voraus, als man von Reiſenden oder Kaufleuten erwarten kann, deren Aufenthalt immer zu flüchtig, und ihr Intreſſe damit zu wenig verbunden iſt. Der Abt Saint-Phalle, ſtand zwölf Jahre dem beſchwerlichen Geſchäfte eines Heidenbekehrers in Tunkin vor, und da er die franzöſiſche Handlungsgeſellſchaft, zu einem neuen Handelsverſuche nach Tunkin aufmuntern wollte, weil er ſich Schutz und Vortheil davon für die Miſſionsangelegenheiten in dieſem Reiche, verſprach, ſo ſchrieb er verſchiedenes nieder, was ihm über den Civil- und

politischen Zustand des Königreichs, und von seinen Produkten merkwürdiges vorkam. Der Abt **Richard**, Canonicus der königlichen Kirche zu Vezelai, arbeitete, nach seinem Tode, der 1766 zu Paris erfolgte, seine Collectaneen, in zwey dicken Oktavbänden aus, die ich im gegenwärtigen Auszug, oder, wenn man lieber will, **freyer, abkürzender Uebersetzung**, zusammenschmolz. **Tunkin**, eines der wichtigsten morgenländischen Reiche, ist unter uns noch nicht so umständlich bekannt, als es nach seiner Grösse und Wichtigkeit verdient, und als es diese Beschreibung macht. Der Abt **Richard** hatte seine Belesenheit in einer Menge Noten gezeigt, allein ich glaubte diese fremde Nacherzehlungen anderer Reisenden, so wie alles weglassen zu müssen, wo bloß der Vernünftler sprach, oder nur das Auge des Bekehrers gesehn hatte: da, in diesem letztern Punkt,

Ergebenheit in Gott,
Von unserm Wähnen über Gott,
So ganz und gar nicht abhängt.

Im August 1779.

Reichard.

Inhalt.

1. Von Tunkin überhaupt — Temperatur des Klima's — Abwechselung der Jahreszeiten — Orkane oder Typhons — ihre Ursache — Winde, Ebbe und Fluth — Eintheilung in Provinzen — Insel, die einen Ueberfluß an Gazellen hat — Anwachs des Landes, das nah an der See liegt. Seite 5

2. Topographische Beschreibung von Tunkin — Hauptstadt — königlicher Pallast — fürnehmste Städte — Heerstrassen — Einwohner der Gebirge — Produkte und Ackerbau — Art den Reiß zu bauen — Fruchtbarkeit des Bodens — Ländereyen und fischreiche Seen — Früchte — Blumen — zahme und wilde Thiere. 15

3. Bevölkerung — Karakter der Einwohner und ihre Verschiedenheit — Sitten — körperliche Eigenschaften — Kleidung. 37

4. Auflagen — Frohndienste — Succeßions-Rechte — Sprachen des Landes — Heyrathen — Ehescheidungen — Prachtgesetze — Annahme an Kindesstatt — Gläubiger und Schuldner. 45

5. Besuche — gesellschaftliche Gebräuche — Einrichtung der Zimmer — Gespräche — Art, die Zeit, und die Entfernung der Oerter zu bestimmen. — Neujahrsfeste — Schauspiele Singhäuser — Hahngefechte. 61

6. Nahrungsmittel und Speisen der Tunkineser — Art sie zuzurichten — Getränke und Weine des Landes — Gebräuche bey Tische. 73

7. Gemeine Krankheiten in Tunkin — Wund- und Arzneykunst. Seite 84
8. Leichenbegängnisse — Zurüstungen dazu — Ehrfurcht für die Todten. 90
9. Religionsgebräuche in Tunkin — Sekte des Foe — Sekte des Lanzo, oder der Zauberer — Sekte der Gelehrten — Philosophen 99
10. Wissenschaften — Künste und Handwerke — Fischfang. 135
11. Innerer und auswärtiger Handel — Münzwesen — Werth des Goldes und Silbers — Waaren, so Tunkin eigen sind — Art das Salz daselbst zu machen. 148
12. Regierungsform von Tunkin — Revolutionen — Theilung der Obergewalt. 179
13. Kriegsmacht zu Lande und Wasser. 202
14. Einkünfte von Tunkin. 208
15. Civil- und Criminalgesetze — Gerichtshöfe. 213
16. Missionen — Christen in Tunkin. 225

I.

Von Tunkin überhaupt — Temperatur des Klimas — Abwechselung der Jahreszeiten — Orkane oder Typhons, ihre Ursache — Wind, Ebb' und Fluth — Eintheilung in Provinzen — Insel, die einen Ueberfluß an Gazellen hat. — Anwachs des Landes, das nah an der See liegt.

Tunkin, Tongkin, bedeutet in sinesischer Sprache, der östliche Hof; denn als sich das sinesische Reich am weitesten erstreckte, machte Tunkin eine Provinz davon aus, und war der Sitz eines der kaiserlichen Höfe, welche diese Monarchie, nach der Meinung der Sineser, in allen Theilen der Welt unterhielt, als die Einbildung dieses stolzen Volks, die ihm benachbarten und größtentheils zinsbare Nationen, noch für die Bewohner der äussersten Welts-Enden ausgab.

In der Landessprache selbst, heißt das Königreich An-nam, Ruhe des Mittags, von seiner Lage im mittäglichen Osten von Asien: es liegt zwischen dem 17 und 23 Grad nördlicher Breite, und 119 und 127 Grad der Länge; ganz unter dem heissen Erdgürtel. Gegen Osten gränzt es an die Pro-

vinz

vinz Kanten; gegen Westen an die Königreiche Laos und Bowes; gegen Norden an die sinesischen Provinzen Junam und Quansi, und gegen Mittag an Cochinchina und seinem Meerbusen. Es erstreckt sich 180 französische Meilen von Nord-West nach Süd-Ost, und 150 von West gen Ost.

Die Hitze ist, in Ansehung der Lage des Landes, eben nicht übertrieben groß; die Menge Flüsse die es bewässern, und die regelmäßigen Regen die da fallen, vermindern ihre Heftigkeit. Man sieht hier nicht jene ungeheuere, kahle, sandigte Gebirge, die eine so brennende Hitze in den Gegenden um den persischen Meerbusen verursachen, ob diese gleich um ein beträchtliches weiter vom Wendezirkel entfernt sind. Das Klima ist in Tunkin der Gesundheit nicht immer gleich zuträglich. selbst für die Eingebohrnen nicht, also noch weit mehr für Fremde. Vom September bis März bleibt es temperirt und gesund; in den Monaten Januar und Februar, läßt sich die Kälte ziemlich empfindlich spüren, ob man gleich hier weder Schnee noch Eis sieht; es ist sogar etwas sehr seltenes daß es hagelt, und diese verheerende Naturbegebenheit bleibt Tunkin beynahe ganz unbekannt: im April, May, Junius, wird die Temperatur der Luft ziemlich ungesund, theils wegen der Nebel und Regen, theils weil sich die Sonne ihrem Zenith nähert; und im Julius und August tritt eine unausstehliche Hitze ein.

Die Regen, die mit dem Monat May, oft auch früher, sich einstellen und bis im August dauern, machen die Erde sehr feuchte, und die Aussicht aufs Land reizend; die Bäume sind alsdenn in ihrer ganzen Schönheit; aber eben diese Regen kühlen die Luft so wenig ab, daß die Hitze nie unerträglicher ist, als wenn das Land wie überschwemmt, und die Wege unbrauchbar geworden sind, welches nicht selten im Julius und August geschieht. Der Sommer ist in diesem Königreiche die Regenzeit, wenn die Sonne am höchsten steht, oder sich diesem Stande nähert. Die Hitze, die immer mehr zunimmt, muß eine beträchtliche Ausdünstung in einem Lande verursachen, das grossen Theils mit Wasser und Wäldern bedeckt ist; die Wolken zergehn fast eben so geschwind als sie entstehn, bilden sich schnell von neuen, und strömen in Regengüssen herab, die von Sturm und Donner begleitet werden, der sich unaufhörlich und oft zu gleicher Zeit von allen Seiten des Horizonts hören läßt. Die Luft ist alsdenn erstickend, und diese Witterung herrscht von dem Anfange des Aprils, bis in die Mitte des Augusts. Die Regengüsse verursachen plötzliche und, in dem gebirgigen Lande sonderlich, gefährliche Ueberschwemmungen; die wilden Ströme reissen Steine, Erdreich, Bäume, und selbst Häuser mit fort, die sie auf ihrem Laufe antreffen. Im platten Lande, sind ihre Wirkungen friedlicher, und minder schädlicher; sie überschwemmen nur die Felder und Dörfer, und treten in die Häuser, ohne sie fortzuführen; man fährt alsdenn auf Kähnen von

den

den Dörfern und Häusern zu einander, und unterdessen ist der am Meere liegende Landstrich ganz trocken, weil sich das Wasser aus der Mitte der überschwemmten Provinzen, durch eine Menge Kanäle verläuft, oder in die Flüsse stürzt.

Die Bay von Tunkin und die daran liegende Provinzen, finden sich manchmal im August und einem Theil des Septembermonats, fürchterlichen Orkanen ausgesetzt, die sich zum Glücke nur Kantonsweise spüren lassen; denn wären sie allgemein, so würde die Verwüstung total seyn. Es sind schreckliche mit kleinen Regen vermischte Winde, die in 24 Stunden den ganzen Horizont umlaufen. Man erkennt ihren Gang an den Verheerungen die sie überall hinterlassen: Bäume und Häuser werden umgerissen, das Getraide ausgewurzelt und zerstreut, und die Vögel sind von dem Wirbel der sie fortführt so betäubt, daß sie zu Boden fallen, und sich mit Händen greifen lassen. Zum Glück erkennt man diese Orkane einige Tage vorher, an einem dunkeln Bogen, der sich gegen Norden zeiget; jedermann eilt alsdenn die Dächer seines Hauses zu befestigen, die Pfeiler desselben zu verwahren, und die Kähne und Schiffe fest ans Land zu binden. Alle diese Vorsicht verhindert aber nur einen Theil der Unfälle, denen man vorbauen will, denn die Gewalt des Windes und Wassers ist so stark, daß viele Fahrzeuge sich aneinander zerschlagen, und die Schiffe die in See sind, wenn sie nicht durch die hohen Küsten einiger nahen

Inseln

Inseln geschützt werden, fast ohne Rettung zu Grunde gehn müssen. Am meisten wüthen die Orkane in den niedrigen Ländern, in der Nachbarschaft der See, wo man wenig Schutz findet.

Betrachtet man die verschiedenen Phenomene, welche diese Stürme zu begleiten pflegen, so scheint es, als müßte man ihre Ursache in den Tiefen der Erde suchen, die dem Meere zum Bette dienen, und aus denen öfters heftige Ausbrüche geschehn, welche die feuchte und dicke Luft mit einer entzündbaren Materie anfüllen, die eben diese schreckliche Wirkungen hervorbringt, weil sie sich nur mit Gewalt darin ausbreiten kann. Es ist nichts seltenes, daß das Meer alsdenn aus seinen Ufern braust, viele Meilen Land überschwemmt, und eine Menge Menschen und Thiere tödtet. Im Jahre 1738 kamen, nach der Versicherung eines Augenzeugens, bey einer solchen Ueberschwemmung 10000 Personen um. Um eben diese Zeit trug es sich zu, daß nach einem Knall, wie ein Kanonenschuß, ohne daß ein Sturm oder die mindeste Bewegung in der Luft zu bemerken war, die See auf einmal aufschwoll, und viele an den Küsten liegende Dörfer unter Wasser setzte; nach Verlauf einiger Stunden, trat es wieder in seine Schranken. Man hat die Anmerkung gemacht, daß diese Orkane sogleich aufhören, wenn sie von einem Donnerschlage begleitet werden, ihr Triebwerk, die feurige elektrische Materie, scheint sich in diesem Ausbruche zu verzehren.

Gewohnheit, Beobachtung des Zuſtandes der Luft, und die Zeichen und Vorboten dieſer Orkane alles dieſes macht, daß die Tunkineſer, dieſe Stürme ziemlich gewiß vorherſagen, ohne jedoch den Tag beſtimmen zu können. Sie ſind gewiſſermaſſen daran gewöhnt, und es gehn wenig Jahre vorüber, wo ſich nicht ein ſolches Ungewitter einſtellen ſollte; man hat ſogar einmal ſieben in Einem Jahre gezählt; es iſt die fürchterlichſte Geiſſel dieſer Regionen. Im platten Lande und auch in dem gröſten Theile des gebirgichten, wehen die Winde regelmäßig, ſie ſind ſechs Monate Nord, und ſechs Monate Süd; die erſten regieren vom Oktober bis April, und die letztern vom April bis Oktober.

Die Ebbe und Fluth ändert ſich nach dem Lauf der Winde, ſo wie die Jahreszeiten. In Europa ſteigen und fallen ſie in ſechs Stunden, in Tunkin und den umliegenden Gegenden aber ſteigen und fallen ſie nur Einmal in einem Zeitraum von 24 Stunden, die Neu- und Vollmonde ausgenommen. Die Tunkineſer, ſo ungeſchickt ſie in ihren Mondrechnungen ſind, irren ſich doch niemals in der Zeit der Ebbe und Fluth. Der Schlendrian iſt ihr Führer, weil es den meiſten an Einſichten gebricht, um den ungeheuern Almanach zu nutzen, der jährlich, von Obrigkeitswegen, von einigen Mandarinen der erſten Klaſſe verfertigt wird. Im November, December, Jänner, während des Nord-Muſſons, iſt die Fluth am höchſten, und am niedrigſten im May, Junius, Julius, beym Süd-Muſſon.

Tun-

Tunkin theilt ſich in eilf Provinzen, wovon vier von ihrer Lage gegen die Hauptſtadt, die in ihrem Mittel iſt, die öſtliche, weſtliche, mittägliche und nördliche heiſſen. Die andern ſind X'u tien-kuong, und X'u kuong-hoa, die an Sina gränzen; X'u-then, X'u-kao bang, die letztere ſtoßt an Junna'n; X'u-thanh, X'unghe, in der Nachbarſchaft von Cochinchina und Laos, und die Provinz Jen-Quang, die eigentlich aber nur einen Theil der öſtlichen Landſchaft ausmacht, ob ſie gleich einen beſondern Namen führt. Ein ſchiffbarer Fluß durchſtrömt das Herz des Königreichs, faſt nach ſeiner ganzen Breite; er wird Songkoy genannt, und nimmt ſeinen Ausfluß in der Bay von Tunkin; von ſeinen Inſeln iſt ein Theil bewohnt, und die übrigen werden zur Fiſcherey genutzt. Eine Menge anderer Flüſſe ergieſſen ſich in den Songkoy, die ebenfalls zur Schiffahrt in dem Innern des Landes dienen, und mit einer groſſen Anzahl von Kanälen zuſammenhängen, die theils zum Verführen der Produkte, theils zum Vortheil des Reißbaues angelegt ſind. Eben dieſe Leichtigkeit zu Waſſer von einem Orte zum andern zu kommen, macht, daß die Landſtraſſen in ſehr übeln Zuſtande ſind.

Die Bay von Tunkin iſt weitläuftig, und enthält verſchiedene Inſeln, wovon einige bewohnt werden; die vornehmſte darunter iſt Twon-bene, von den Holländern das Räuber-Eyland genannt; vielleicht wegen der Wache die ſich darauf befindet, und

deren

deren Befehlshaber das einträglichſte Amt im Königreich verwalten, die Erhebung der Zölle von den Barken, die in die Provinzen Tenchoa und Mgheam fahren; man bezahlt für eine groſſe Barke anderthalb Reichsthaler, und ſo nach Proportion für geringere; man ſchätzt den jährlichen Ertrag dieſes Zolls auf eine Million. Dieſe Inſel liegt unter dem 19° 15′ nördlicher Breite, eine Meile *) von der Küſte, und hat nicht über fünf Meilen im Umfange; ihr Boden iſt hoch und ſteinigt von kleinen Hügeln durchſchnitten, und für den Ackerbau nicht der beſte: die Einwohner ziehen wenig Vieh, aber es giebt hier eine groſſe Anzahl Gazellen, die ſich zwiſchen den Klippen und Geſträuchen aufhalten, und an deren Vermehrung den Eingebohrnen viel liegen muß, weil der Bezoar, den ſie von ihnen bekommen, für ſie ein ſehr beträchtlicher Handlungszweig iſt. Eine kleine Bay gegen Weſten der Inſel, iſt wegen ihrer Perlenfiſcherey berühmt; ohne eine beſondre Erlaubniß des Hofes aber, darf niemand ſie fiſchen. Die übrigen Inſeln an der Küſte, dienen den Fiſcherbarken, zu Schutz und Zuflucht, die in einem Lande häufig ſind, wo die Fiſchſpeiſen, nach dem Reiß, die gemeinſte Nahrung einer ungeheuern Volksmenge ausmachen.

Die meiſten dieſer Inſeln werden in der Folge mit dem feſten Lande nur Eins ſeyn, weil die See ſich immer mehr von dieſem entfernt. Nach einer Sage

*) Franzöſiſche Meilen.

Sage iſt auch die mittägliche Provinz, die beträchtlichſte im Königreiche nach und nach aus dem Schoſſe des Meeres entſtanden. Sie hat jetzt eine Länge von wenigſtens dreißig Meilen, wenn man dem Laufe des Songkoy nachgeht, der in den hohen Gebirgen von Sina entſpringt, und nachdem er eine groſſe Strecke Landes durchlaufen, an den Mauern des königlichen Pallaſtes hin, und durch die Hauptſtadt ſtrömt. Dieſe Hauptſtadt liegt jetzt wenigſtens dreiſſig Meilen von der See, und doch ergoß ſich, in entfernten Zeiten, wie einige behaupten, der Fluß noch einige Meilen über dieſer Stadt, ins Meer. Was dieſe Meinung unterſtützt, iſt, daß verſchiedene Flecken und Dörfer die, bey Menſchen Gedenken, am Strand lagen, jetzt über eine halbe Meile davon entfernt ſind, und viele darunter ein anſehnliches Terrain erhalten haben, das ſie vorher nicht hatten. Der neue Boden iſt zwar noch nicht feſt genug, um bebaut und beſäet werden zu können, aber er bringt doch ſchon viel Brennholz, und ſogar Holz zum Häuſerbau hervor, und man findet hier ſonderlich viele von den Röhren, deren ſich die Eingebohrnen zu Verfertigung der ſchönen Matten, und zu den Dachungen ihrer Häuſer bedienen. Die einzige mittägliche Provinz genieſt dieſer Art von Vortheil, den ihr die Mündung des groſſen Fluſſes, und die Mündungen vieler andern kleinen Flüſſe durch die Menge Sand, Leim und andere irrdiſche Subſtanzen verſchaffen, die ſie mit ſich führen, und die ſich anſetzen, und dieſe Terrains bilden. Die Schifffahrt leidet

ſehr

ſehr darunter. Die Kanäle und Furthen zwiſchen den Inſeln, auf denen ſonſt groſſe Fahrzeuge und ſogar Schiffe giengen, ſind jetzt kaum für kleine Barken zur Zeit der Fluth brauchbar, und faſt trocken wenn es Ebbe iſt. Nach der groſſen Anzahl von Sandbänken und Untiefen zu urtheilen, die ſich zwiſchen den beyden Hauptmündungen des groſſen Fluſſes befinden, die ohngefähr zwanzig Meilen von einander entfernt ſind, muß der Boden dieſer mittäglichen Provinz immer mehr und mehr zunehmen. Der größten dieſer Mündungen geben die Europäer den Namen, Domea, und ſie iſt die einzige wo ſie einlaufen. Sie wird durch einen Riff, von ohngefähr zwey deutſchen Meilen im Umfange gefährlich gemacht, und ihr Kanal iſt eine halbe deutſche Meile breit; auf beyden Seiten ſchlieſſen ihn Sandbänke ein, die ebenfalls die Durchfahrt den fremden Schiffen ſehr erſchweren. Sie können ſie nicht bey der Ebbe, oder ohne Hülfe eines Lootſen der Küſte, paſſiren. Die Fiſcher ſind hier die Lootſen. Sie bewohnen ein Dorf Batcha, das ſo vortheilhaft an der Mündung des Fluſſes gelegen iſt, daß ſie nicht allein die heranfahrenden Schiffe ſehen, ſondern auch Kanonenſchüſſe hören können, welche die Europäer zu löſen pflegen, wenn ſie Nord-Nord-Weſt vom Anfang des Riffs vor Anker gegangen ſind, um die Ankunft der Lootſen zu erwarten.

Die übrigen Provinzen von Tunkin, die am Meere liegen, und ſich nach der Seite von Oſten erſtrecken,

ſtrecken, genieſſen wenig von dieſem Anwachs des Bodens, weil ſie nicht, wie die mittägliche Provinz, von ſo vielen Flüſſen durchſtrömt werden.

2.

Topographiſche Beſchreibung von Tunkin — Hauptſtadt — königlicher Pallaſt — fürnehmſte Städte — Heerſtraſſen — Einwohner der Gebirge — Produkte und Ackerbau — Art den Reiß zu bauen — Fruchtbarkeit des Bodens — Ländereyen und fiſchreiche Seen — Früchte — Blumen — zahme und wilde Thiere.

Man kann Tunkin in zwey Haupttheile, ins gebirgige und ins platte Land theilen. Nach Sina, und einem Theil von Cochinchina und Laos zu, machen ſehr weitläufige, größtentheils mit groſſen Waldungen bedeckte, Gebirge die Gränze aus: allem Anſchein nach, würden ſie fruchtbar ſeyn, wenn ſie angebaut würden; ſie gleichen ſehr dem Theil des Apennin, der ſich von Genua nach dem Adriatiſchen Meere erſtrecket. Die Holzungen ſind hier ſehr ſchön, und man findet Gold-, Silber- und Eiſengruben, und gelbes, rothes und ſchwarzes Kupfer, welches letztere im Lande ſehr geſchätzt wird. Das platte Land von Tunkin, hat mit ſeinen unzähligen Kanälen, Dämmen, Flüſſen und Seen, viele Aehnlichkeit mit Holland. Allein durch die weſtliche Provinz ergieſſen ſich ſieben groſſe Flüſſe, die ohngefähr funfzehn Meilen oberhalb der Reſidenz zuſammenkommen, und eine Art von Meer, oder ungeheuern See bilden, aus

dem

dem verſchiedene Aeſte entſpringen, die ſich wieder, von Entfernung zu Entfernung, zu beträchtlichen Flüſſen vereinigen. Die waſſerreichſte Provinz iſt die mittägliche, und macht mit ihren Flüſſen und Kanälen, die von Fahrzeugen wimmeln, einen angenehmen Anblick. Sie iſt eins der feuchtſten Länder die man kennt, und ihre Lage im Mittel des heiſſen Erdſtrichs ſetzt ſie zwar nicht einer ſengenden Dürre, aber dagegen allen Unbequemlichkeiten der feuchten Hitze aus, die eine Menge Krankheiten verurſacht.

Tunkin, im Ganzen genommen, iſt ſehr bevölkert. Man trift da wenig Städte, aber deſto mehr Flecken, Dörfer und Aldeen an, die, auf jedem, vom Waſſer freygelaſſenen, Raum, ſo nahe an einander liegen, daß alles nur ein einziges Dorf zu ſeyn ſcheint, und es beym erſten Anblick ſehr ſchwer fällt, ſie von einander zu unterſcheiden. Man behauptet, daß es nichts ſeltenes ſey, hier Flecken von 30, 40 bis 100000 Seelen anzutreffen.

Die einzige Stadt, die dieſen Namen verdient, iſt Kacho oder Kecho, die Hauptſtadt des Reichs. Der König reſidirt hier. Sie liegt, vierzig Meilen vom Meere, am Sengkoi, unter dem 21 Grad nördlicher Breite. Man kann ſie an Gröſſe den berühmteſten Städten Aſiens gleich ſetzen, aber an Volksmenge kommt ihr keine der bekannten Städte bey, ſonderlich den erſten und funfzehnten jedes Monats nicht, wo die groſſen Märkte gehalten werden, welche

che die Einwohner der Flecken und Dörfer, eines ziemlich groſſen Umkreiſes, herbey ziehn. Die ungeheure Menge der Einwohner der Stadt, wird nun auf einmal durch Millionen anderer vermehrt, ſo daß es ſchon viel iſt, wenn man in einer halben Stunde, einen Weg von hundert Schritten machen kann, obgleich die Gaſſen ſehr breit ſind. Unterdeſſen herrſcht, dieſes Gewimmels ohngeachtet, die gröſte Ordnung in der Stadt; jede Waare hat ihre gewiſſe Gaſſe, die einem oder zweyen Dörfern gehört, die allein darin feil haben dürfen.

Die Straſſen in Kecho ſind ſchön und breit, und zum Theil oder reihenweiſe, mit Backſteinen gepflaſiert; die ungepflaſterten Wege bleiben für die Pferde. Elephanten, die königlichen Wägen, und das Vieh. Zwey Drittel der Häuſer ſind von Holz, die übrigen von Stein; unter dieſe gehören die Comptore der fremden Kaufleute, die unter der Menge von Bambus- und Leim-Hütten hervorſtechen. Die Palläſte der Mandarine und die öffentlichen Gebäude, die einen groſſen Platz einnehmen, haben nichts merkwürdiges als ein groſſes Gebäude von Holz, das dauerhafter als die gewöhnlichen Häuſer aufgeführt, und mit Bildhauer-Arbeit und Gemälden geziert iſt. Das Innere beſteht aus vielen Gemächern und Kabinetten; die Parkets und Fußböden ſind ſauber, und Ziegeln von verſchiedenen Farben dienen zum Dach.

Die Häuſer der gemeinen Leute, beſtehen aus einem Dach, das auf Pfeilern ruht, und aus

wöhnlich mit Stroh, Meerbinsen, oder groſſen Baumblättern gedeckt iſt, die dreißig bis vierzig Jahre dauern können. Dieſe Häuſer haben weder Plafonds noch Stockwerke; ſie werden blos durch Verſchläge, zu den verſchiedenen Bedürfniſſen und Gebräuchen, abgetheilt. In dieſem Lande ein Haus von verſchiedenen Stocken aufrichten, würde ein Staatsverbrechen ſeyn. Man kann leicht denken, daß dieſe Gebäude von geringer Dauer ſind, und der Gewalt der Ströme nicht widerſtehen. Alle haben durchgängig ſo viele Thüren und Fenſter, als der äuſere Verſchlag oder Wand ertragen kann, um die Luft von allen Seiten durch zu laſſen, und es ſo friſch und kühl darinn als möglich zu erhalten. Keine von allen dieſen Oefnungen iſt mit Glas vermacht, und kaum kennt man es in dieſem Lande. Es wird durch Leinewand, die nicht ſehr dicht iſt, oder durch Matten von Bambus und Ratan erſetzt, die ſo fein ſind, daß man faſt durchſehen kann.

Die Art wie die Häuſer gebaut und gedeckt ſind, ſetzt ſie ſehr leicht der Feuersgefahr aus; auch wendet man die gröſte Aufmerkſamkeit an, ihr vorzubeugen. Es iſt verboten des Nachts Feuer zu haben, oder es zu andern, als gewiſſen geſetzten Stunden des Tages anzuzünden. Die Polizey viſitirt wenn man ſichs am wenigſten vermuthet, und züchtigt diejenigen, die im Uebertretungsfall angetroffen werden. *) Gewöhn-

*) Der V. merkt hier an, daß die Anhänger einer gewiſſen Sekte des Lanzo, die für Magiker und Zauberer

wöhnlich herrſcht die gröſte Ordnung in dieſer Hauptſtadt. Sie wird in Viertel und Handswerks-Zünfte abgetheilt, von denen jede ihr Oberhaupt hat; ſie formiren verſchiedene Innungen und Gilden, die ihre eigene Polizey und Geſetze haben. Der Handel der hier getrieben wird, iſt ſehr groß, und geſchieht allein durch den Fluß, der durch die Stadt ſtrömt, und Ueberfluß und Fülle verbreitet. Es wimmelt von einer unſäglichen Menge Fahrzeuge und Barken der Provinz-Einwohner, deren hauptſächliche Beſchäftigung es iſt, mit der Hauptſtadt zu handeln, und die alle Arten von Kaufmanns-Waaren und Lebensmitteln einführen. Jedes Fahrzeug bezahlt fünf Sols an Werth Ankergeld, welches eine beträchtliche Summe im Ganzen ausmacht, da die Anzahl ſo ungeheuer iſt, daß es ſehr ſchwer wird bis ans Ufer zu kommen. Unſre Schiffreichſten Flüſſe und blühendſte Häfen, Venedig ſelbſt, mit allen ſeinen Gondeln und Fahrzeugen, können nur eine ſchwache Vorſtellung von dem Gewimmel und der Volksmenge auf dem Fluß zu Kecho geben; und

berer berühmt ſind, vor 30 oder 40 Jahren, anſehnliche Feuersbrünſte verurſachten, indem ſie brennende Pfeile auf die Bambus- und Strohdächer abſchoſſen. Die Abſchieſſung der Pfeile gehört mit zu den Beſchwörungs-Cerimonien dieſer Zauberer, wie ich mich aus dem Tong-kin kang, mon erinnere: allein ich ziehe die ganze Geſchichte der Mordbrennereyen im Zweifel, da ich keinem Bekehrer traue, wenn er ein Bubenſtück von den Prieſtern andrer Religion erzählt. A. d. U.

und doch sind auf jedem Fahrzeuge nur so viel Personen, als zu seiner Ladung und Regierung erfordert werden. Die Kaufleute haben alle Häuser in den benachbarten Dörfern, und keiner wohnt auf den Schiffen, wie Tavernier und andre fälschlich behauptet haben.

Der Pallast des Königes nimmt einen Theil der Stadt ein: er ist mit Mauern eingefaßt, die aber von den Häusern, die sie umgeben, ganz versteckt werden. Dieses Viertel ist das schönste und bestgebauteste in der Stadt; es wird von den angesehensten Personen bewohnt; die Grossen des Reichs und die Gerichtshöfe haben hier ihren Auffenthalt, und ein Platz zum Bauen in dieser Gegend, wird unsäglich theuer bezahlt.

Der Pallast ist von grossen Umfange, aber seine Bauart nicht ausgezeichneter als die von den übrigen Haupt-Gebäuden der Stadt. Der Eingang verkündigt nichts von der Grösse des Monarchen, der ihn bewohnt, oder den Reichthümern die er einschließt. Das ist alles, was Fremde und besonders die Missionarien, (die nur durch eine besondere Gnade, den Eintritt erhielten, und keine Beschreibung davon mitzutheilen im Stande waren, weil sie zur Audienz mit der grösten Vorsicht geführt wurden,) mit eigenen Augen davon bemerken konnten: denn was die übrigen betrift, so kamen sie nur hinein und heraus, um von dem obersten Gerichte, das seine Sitzungen darinn hält, gerichtet zu werden und den Kopf zu verlieren. Man weiß blos von

den

den Bedienten des Fürsten und den Mandarinen, daß die Gebäude woraus er besteht von dem schönsten Holz oder von Backsteinen gebaut, und das Schnitzwerk, die Vergoldung und Lackirung so gesucht und schön sind, als es in einem Lande möglich ist, das in den Künsten noch nicht die Fortschritte wie Sina gethan hat: Gold und Silber soll darin von allen Seiten glänzen! man findet da Gärten, Parks, Seen, Buschholz, Kanäle, kurz, alles was zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit der Personen dienen kann, die ihr Leben darin zubringen, sonderlich des Frauenzimmers des Fürsten, das den Pallast niemals verläßt, so wenig als die andern Weibspersonen und die Verschnittene von der Aufwartung.

Vor der Revolution, die in Tunkin die Regierungsform eingeführt hat, die noch daselbst existirt, war alles weit schöner und dauerhafter gebaut, als jetzt. Die dreifachen Mauern der alten Stadt und des alten Pallastes, seine mit Marmor gepflasterten Höfe, die Trümmer von seinen Thoren und Gemächern, geben einen grossen Begrif von dem, was er in der Zeit seines Glanzes war, und lassen uns die Zerstörung eines der schönsten und weitläuftigsten Gebäude von Asien betrauern, denn dieser Pallast allein hatte einen Umfang von sechs bis sieben deutschen Meilen. Die heutige Residenz hat weder Mauern noch eine andere Vertheidigung von aussen; sie wird blos, wie die andern Städte und beträchtlichen Oerter dieses Königreichs von einer lebendigen Bambushecke umgeben, die freilich

vor Räubern, und selbst vor einem Ueberfall von Kriegern, besser schützt, als alle Mauern, die man in diesem Lande bauen konnte.

Die Gegenden um die Königs-Stadt, dienen einem zahlreichen Corps Truppen zum beständigen Aufenthalt, die der König auf allen Fall bereit hält. Das Zeughaus und die übrigen kriegerischen Vorrathshäuser nehmen den Rand des Flusses ein. Auf der andern Seite des Songkoy ist die Stadt der Sineser. Vor diesem wurden die Fremden, und sogar die Europäer in der Residenz-Stadt aufgenommen; ihre Schiffe blieben in einer Art Bucht oder Hafen, der sich in dem Flusse zwölf oder funfzehn Meilen von seiner Mündung befindet, vor Anker, aber ihre Magazine und Wohnungen waren zu Kecho. Jetzt sind sie völlig davon ausgeschlossen. Die Ursache ist, daß die Sineser sich in Tunkin zu sehr bereicherten und vermehrten, und man bey dem Stolze und Unternehmungs-Geiste dieser Nation, zu fürchten anfieng, sie mögten, wenn sie stärker würden, eben so eine Empörung wie zu Batavia, Siam, den Manillen, und den übrigen östlichen Ländern anzetteln, wo Handel und Wandel sie einnisten. In Tunkin war dieses um so gefährlicher, da dieses Königreich vor Zeiten einen Theil von Sina ausgemacht hat, und es ihnen also desto weniger an Vorwänden und Ueberredungsmitteln fehlen konnte. Unterdessen haben sie die Freiheit im ganzen Königreiche herum zu ziehn, wo sie einen grossen Handel treiben; sie können auch in

die

die Reſidenz kommen, aber ſie dürfen ſich nicht darin niederlaſſen. Den andern Fremden iſt der Eintritt in dieſe Stadt völlig unterſagt. Sie dürfen ihr ſogar, ohne ausdrückliche Erlaubniß, nicht zu nahe kommen.

Nimmt man, wegen ihrer Gröſſe, einige Städte aus, die für Hauptſtädte der Provinz gelten können, und von den Mandarinen und obrigkeitlichen Perſonen bewohnt werden, ſo verdienen die übrigen dieſen Namen nicht, und ſind ſchwer von den andern Flecken, Aldeen und Dörfern zu unterſcheiden. In einigen dieſer Städte iſt ein Theil der Gaſſen für die Fußgänger mit Steinen gepflaſtert, und der ungepflaſterte Theil bleibt für das Vieh, und die Laſtthiere. Da das Land allenthalben von Kanälen und Flüſſen durchſchnitten wird, ſo bedient man ſich ſehr wenig der Fuhrwerke und Pferde; die Laſten werden von Menſchen an Bambus-Stäben getragen, an deren Enden ſie ſie befeſtigen.

Hean iſt nach der Hauptſtadt die anſehnlichſte Stadt in ganz Tunkin. Sie hat mehr denn 2000 Häuſer, und nimmt alſo, nach der Art zu bauen des Landes, einen ſehr beträchtlichen Platz ein. Sie iſt einer der fürnehmſten Märkte des Königreichs, und der Zuſammenfluß von Volk hier ſehr groß. Sie liegt an dem rechten Ufer des Fluſſes, 4 oder 5 Tagreiſen von ſeinem Ausfluß ins Meer. Die Franzoſen hatten hier ſonſt ein Comptor. Da ſie nur zwey

Tag-

Tagreisen zu Wasser von der Hauptstadt entfernt ist, so wird hier mit Niederlagen ein grosser Verkehr getrieben.

Domea, fünf oder sechs Meilen von der Mündung des Flusses, ist nicht so groß wie Hean, aber den Fremden sehr bekannt, weil ihre Schiffe in der Bucht ankern, die der Fluß der Stadt gegenüber bildet, und es der einzige Ort ist, wo sie zu Betreibung ihrer Angelegenheiten Niederlassungen haben dürfen. Im letzten Jahrhunderte besassen sie Comptore zu Hean und sogar in der Hauptstadt, allein die Eifersucht der Regierung, und die Vorstellung die man sich von den Europäern macht, die man für weit unternehmender und stärker als die Morgenländer hält, haben sie gänzlich von dem Herzen des Königreichs entfernt. Man befürchtete, sie mögten unter dem Vorwande von Magazinen*), Festungen anlegen, und sich so einiger Plätze bemeistern. Die Vortheile die man aus dem Handel mit ihnen ziehen konnte, kamen gar nicht in Betracht. Als die christliche Religion in Sina öffentlich geduldet wurde, genoß sie auch vieler Freiheiten in Tunkin; die Bischöfe und apostolische Vicarien hatten ein Haus zu Hean, unter dem Titel, der Vorsteher des Handels ihrer Nation, obgleich niemanden ihr eigentliches Geschäfte unbekannt war; allein jetzt irren die Missiona-

*) Die Tunkineser hatten die Beispiele davon in Java, Malacca, und andern Orten.

ſionarien und Biſchöfe unſtät und heimlich im Lande umher, und ſind immer der Gefahr blos geſtellt, ihren Eifer mit ihrem Blute beſiegeln zu müſſen. Vor zwanzig Jahren erlaubte der König den Mißionarien, ein Haus zu Domea zu bauen, allein die Verfolgung von 1773, brachte ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach wieder darum.

Wir haben ſchon oben bemerkt, daß lebendige Bambushecken die Ringmauern aller dieſer Städte ſind. Man erkennt die Wohnungen wohlhabender Privatperſonen, an eben dieſer Einfaſſung, womit ſie ihre Häuſer und Gärten umgeben. Dieſes, und die Alleen von Arecas die ſie pflanzen, macht den angenehmſten Blick, den man ſich denken kann; man glaubt ſo viel Parks zu ſehn. In dem niedrigen Lande, werden die Häuſer, wegen des Waſſers zur Zeit der Ueberſchwemmung auf künſtlichen Anhöhen gebaut: jedes Stückchen Erdreich iſt hier wegen ſeiner Fruchtbarkeit koſtbar, und zu den Häuſern wird daher ſo wenig Platz als möglich genommen, aber alle ſind nach der Schnur gebaut.

Die Heerſtraſſen werden auf gemeine Koſten erhalten; ſie ſind breit, und ſo hoch, daß ſie von Ueberſchwemmungen nichts zu befürchten haben. Da ſie aber nicht gepflaſtert ſind, und ſtark gebraucht werden, ſo machen ſie zur Regenzeit nur Eine Kothmaſſe aus. Es iſt unmöglich durchzukommen, wenn man nicht barfuß geht, und das thun alle Tunkineſer, nur

die

die Mandarine und andere Personen von Stande nicht, die allein Pferde und das Recht haben, sich ihrer bedienen zu dürfen. Leute die sich in guten Umständen befinden, reiche Kaufleute zum Exempel, lassen sich in einer Art Hamack tragen, der an den beyden Enden eines Brankard, von zwey, vier oder mehrern Personen getragen wird, je nachdem es der Wohlstand und die Prachtsucht des Besitzers erlaubt.

Die Privat- und Schleifwege werden von den Bewohnern der Dörfer und Flecken unterhalten, denen sie zur Gemeinschaft eines Orts mit dem andern dienen. Man findet hier keine Brücken über die grossen Flüsse; zwar als Tunkin noch den Sinesern gehörte, hatten diese steinerne anlegen lassen, allein die Könige von Tunkin liessen sie überall niederreissen, um die Communication in Kriegszeiten desto mehr zu erschweren. Man hat einige hölzerne über die kleinernen Flüsse und Kanäle; sie sind mit Ziegeln gedeckt. Die mehresten sind von Bambus-Stangen gemacht; mit dem einem Ende ruhen sie auf dem Ufer des Flusses oder Kanals, und mit dem andern, sind sie vorne gegen einander gestemmt, so daß sie einen ziemlich hohen Winkel formiren; Brücken der Art sind sehr steil zu steigen, und noch gefährlicher ist es wieder herab zu kommen; nur die leichtesten und geschicktesten Tunkineser paßiren sie ohne Mühe. Die Bonzen verfertigen diese Brücken; sie geben ihnen ein Obdach aus leichten Stangen, mit Binsen oder Baumblättern gedeckt.

In denen gröſtentheils mit Waldungen bedeckten Gebirgen, ſtehen die Häuſer ſieben oder acht Schuhe uber dem Boden erhaben, und auf Pfeilern: ihr Fuſsboden iſt aus indiſchen Rohre, das man aber nicht ſo genau an einander fügen kann, um ſich dadurch vor der Wirkung der Luft und Kälte zu ſchützen, die in den Wäldern und erhabenen Landſtrichen weit empfindlicher iſt als in den niedrigen und an das Meer gränzenden Provinzen. Unter dieſem Fuſsboden iſt der Stall für's Vieh. Ein mit Thon überzogenes, vier Schuh groſſes Viereck, auf dem man Feuer anmacht, und die Gefäſſe zur Zubereitung der Speiſen ſetzt, vertritt die Stelle des Heerds und der Küche. Dieſe Häuſer haben weder einen Rauchfang noch andre Oefnung um den Rauch durchzulaſſen, der ſich dann allenthalben verbreitet, ihre rauhen Bewohner leiden ihn, ohne davon inkommodirt zu werden, und halten ihn ſogar der Erhaltung ihrer Gebäude für zuträglich. Die Wohnungen liegen in dieſen Gebirgen, ohne Ordnung und ziemlich weit von einander, zerſtreut, aber alle ſtehn unter dem Hauptort ihres Diſtrikts, und unter gewiſſen Obrigkeiten, die von den Einwohnern anerkannt werden, obgleich die Wirkung der allgemeinen Polizey in den waldigten und gebirgigen Gegenden weniger geſpürt wird, als in dem platten Lande: man könnte einige dieſer Menſchen mit den Wilden vergleichen, ſo unwiſſend und rauh ſind ſie.

Die Fiſcher, und die, welche ſich mit der Schiffarth in dem Innern des Königreichs, abgeben,

geben, wohnen auf den Flüssen und Kanälen, in Hütten, die auf Flössen von indischem Rohre, gebaut sind aber mehr als einmal des Jahres einer Ausbesserung bedürfen. Diese Ausbesserung geschieht aber nach und nach, und ohne das Gebäude einzureissen, das vom Floß getragen wird. Lianen, dreißig bis vierzig Fuß lang, dienen statt der Seile, und befestigen diese Art Häuser am Ufer: sie sind sehr stark und dauern lange.

Die volkreichsten Provinzen sind auch am besten angebaut; und die Fruchtbarkeit ist sonderlich in dem platten Lande sehr groß, das sich dem Equator mehr nähert, und also der Wirkung der Sonne mehr ausgesetzt ist. Die häufigen und starken Regen, welche die Hitze mäßigen, die Menge von Flüssen und Kanälen, und die Fluth des Meeres, die das Wasser des grossen Flusses, bis zwölf Meilen über die Residenzstadt hinauf treibt, dieser Reichthum an Wasser, erhält das Erdreich in einer beständigen Feuchtigkeit, die desto zuträglicher für die Vegetation ist, da die Sonnenstralen sie unaufhörlich erwärmen: auch ist es hier beständig grün, und das Auge genießt des reizenden Anblicks; der gröste Theil der Bäume, verliert niemals sein Laub. Die Erde läßt sich überaus gut bauen, und die Reiß-Erndten, welche die vornehmste Nahrung der Nation ausmachen, mißrathen niemals, und sind fast immer gesegnet.

Der Reiß, der für die Morgenländer das ist, was uns das Korn, macht den ersten Gegenstand

genſtand der Beſchäftigung der Tunkineſer aus, und ſie liegen ſeinem Bau mit der gröſten Emſigkeit und mit unaufhörlicher Arbeit ob. Man läßt ihn im Hauſe, in Kübeln, die zu dieſem Gebrauche beſtimmt ſind, keimen, und ſäet ihn darauf recht dick, in ein Erdreich das erſt wohl gewäſſert iſt, hierauf geſchlagen und ſo genau als möglich geebnet wird: ſobald der Boden trocken iſt, geht er ſehr geſchwinde auf: nach vier oder fünf Wochen iſt er ſchon im Stande verpflanzt zu werden, und man ſteckt ihn nun auf die dazu beſtimmten Felder, Pflanze neben Pflanze: dieſes iſt eine Weiber Arbeit; Verwandte und Nachbarn helfen ſich wechſelsweiſe. In Zeit von drey Monathen, von dem Tage des Verpflanzens an gerechnet, wächſt und reift der Reiß und wird gerndtet. In dem platten Lande, wo man Waſſer nach Wunſch hat, erndtet man zweymal des Jahres. Das Feld wird mit leichten Furchen gepflügt, in deren Zwiſchenräume man das Waſſer laufen läßt, und in der erfoderlichen Höhe erhält. Man bedient ſich dazu der Büffel oder Ochſen; ein einziger iſt im Stande den leichten Pflug zu ziehn, und man leitet ihn vermittelſt eines durch die Naſe gezogenen Seils.

Man kann alle Reißfelder als ſo viele Moräſte anſehn, die beſtändig mit Waſſer, in verſchiedener Höhe, angefüllt ſind. Diejenigen die unaufhörlich davon bedecket werden, betrachtet man als die fruchtbarſten. Die Quellen, Seen, Kanäle und Flüſſe verſchaffen dieſes Waſſer; vermittelſt einer Art Pumpen, bringt man's auf

die

die Felder, und schöpft es dann aus den Gräben, die um die Aecker gezogen sind, aufs Land. Die Schnitter, die den Reiß ärndten, stehn im Wasser bis an die Knie. In den Gebirgen, wo man nicht genug Wasser hat, und auf den Regen wartet, um die Aecker zum Reiß zuzubereiten, säet man nur einmal des Jahres, und zwar im fünften oder sechsten Mond, welches ohngefehr auf unsern Monath Junius hinauskommt. Die Reißpflanze wächst drey bis vier Fuß hoch; die Blätter sind breiter als am Weizen; sie trägt zwey breite, wohl getheilte Aehren, mit länglichen und platten Körnern. Die Aehren sind mit einem, zwey oder drey Zoll langen Bart bekleidet, am Ende gabelicht, und gewöhnlich unten gekräuselt. Das Reißkorn ist weiß, und mit einer braunen und dunkelgelben Haut umgeben, die man wegnehmen muß, ehe man es genieſſen kann. Es ist sehr wahrscheinlich daß aus Ostindien der Reiß in die übrigen Theile der Welt gekommen ist. Es giebt Reiß von verschiedener Farbe, gelben, rothen, weiſſen, schwarzen; es giebt sogar welchen, der einen sehr angenehmen Geruch hat, und deſſen man sich vorzüglich zu den Opfern bedient. Man ißt alle dieſe Arten Reiß. Der Reiß aber aus dem man den Arrack brennt, wird nur im äuſſersten Nothfall zur Nahrung gebraucht, weil er schwer zu verdauen ist.

Die Tunkineſer könnten noch eine dritte Erndten halten, wenn ſie Gerſten zwiſchen den Reiß, und auf die Erhöhung der Furchen säeten. Dieſer Gebrauch, der in den fruchtbarſten Provinzen

von

von Sina sehr üblich ist, ist in Tunkin noch nicht eingeführt. Man säet hier kein Korn: und es giebt hier auch keine Weinberge, und keine Wiesen. Unterdessen bekommen die Einwohner, von den Zwischenräumen der Reißfurchen, unter den Bäumen, an den Wegen, und den Rasenreihen welche die Aecker scheiden, so viel Graß, als sie für ihr Vieh brauchen. Auf dem feuchten und fetten Boden, und unter einem so milden Himmelstrich, wächst das Graß sehr geschwinde.

Einige gu[illegible] Landwirthe pflanzen auch in der Zwischenzeit der beyden Reiß Erndten, Erbsen, Bohnen und anderes Zugemüsse, ohne den Reißbau deswegen zu vernachläßigen; sie füllen jedes Fleckchen damit an, sogar die Rasenreihen, die sich zwischen den verschiedenen Eigenthumen befinden. Es geräth alles, weil der Boden in Tunkin fürtreflich und fast unerschöpflich ist. Die Ueberschwemmungen geben ihm eine Schlammerde, die den besten Dünger übertrift. Die Fruchtbarkeit in jeder Jahreszeit ist überschwenglich, und erhält in eben dem Grade die zahlreiche Bevölkerung. Dieselben Felder welche den Reiß hervorbringen, wimmeln auch von Fischen von allerhand Arts. Die grossen Ueberschwemmungen führen sie an, die Aecker, und sie finden hier eine Nahrung die sie erhält. Wenn das Wasser sich verlaufen hat, bleiben noch Fische genug in den Gräben und Hölungen zurück, um zu laichen, und die Reißfelder zur Zeit des hohen Gewässers, von neuen zu bevölkern. Wird nun das überflüßige Wasser von den Feldern abgeleitet, so vermiethet jedes Dorf die

Fische

Fischerey seines Distrikts. Was in den Graben und niedrigen Oertern übrig bleibt, reicht zu seiner täglichen Consumirung noch immer zu. In der mittäglichen Provinz ist ein beträchtlicher Kanton, der einem See gleicht, und niemals ganz austrocknet. Man besäet ihn, wenn das Wasser am niedrigsten steht, im fünften Monath ohngefehr, mit Reiß, der vor der Zeit der grossen Regen noch eingeerndtet werden kann. Ist aber das Wasser zu groß, als daß man Rechnung auf den Reißbau machen könnte, so fischen diejenige, die das Ufer dieser Art von See bewohnen, eine ungeheure Menge Krabben, welche den Flußkrebsen gleichen, und den Einwohnern statt einer zweyten Erndte dienen. Diese Krabben werden sehr gesucht, und dienen das ganze Jahr hindurch die Fischspeisen zu würzen, welche die gewöhnliche Nahrung des gemeinen Volks sind.

Wir haben schon angemerkt daß weder Korn noch Wein in Tunkin wächst; der Reiß scheint das natürliche und angemessenste Nahrungsmittel der Völker in diesem Weltstriche zu seyn, und da die Reben zu viel Boden in einem Lande wegnehmen würden, wo jedes Fleckchen so kostbar ist, und unaufhörlich Gemüß und Früchte von allerhand Art hervorbringt, so würde auch überdies der Gebrauch des Weins in einem so heissen Klima, zu viel schädliche Folgen nach sich ziehn.

Das Obst in Tunkin steht an Fürtreflichkeit, dem in dem übrigen Ostindien in nichts nach, aber die Orangen sind hier ungleich besser, und von

verschie-

verſchiedenen Sorten. Der Lechea, den die Einges bohrnen Bejay nennen, wächſt auf einem hohen Baum, deſſen Blätter dem Lorbeer gleichen: die Frucht komt Traubenweiſe an den Aeſten hers vor, und jede Beere hat die Geſtalt eines Hers zens, und die Dicke eines kleinen Hüner-Eys. Wenn ſie reif ſind, ſo iſt ihre Farbe ein Kars moiſinroth. Die Schaale iſt dünn und öfnet ſich leicht. Sowol der Geſchmack als das Aus ge werden von der Treflichkeit und Schönheit dieſer Frucht geſchmeichelt; ſie dauert nur 40 Tas ge. Ihre Jahreszeit iſt der April. Um dieſe Zeit drücken die Bedienten von der königlichen Küche ihr Siegel auf die Bäume die den beſten Bejay verſprechen, ohne ſich zu bekümmern wem ſie angehören. Die Eigenthümer ſind alsdenn nicht allein verbunden ſie unberührt zu laſſen, ſondern auch noch beſondere Sorgfalt für dieſe dem Hof aufgehobene Früchte zu tragen. Der Jaca (wol die größte Frucht in der Welt, denn es giebt welche die über einen Centner wiegen,) iſt in Tunkin gröſſer als anderswo. Seine Jahs reszeit geht vom März bis in September. Die Maulbeerbäume werden in Tunkin weniger wes gen ihrer Frucht als wegen des Unterhalts der Seidenwürmer geſchätzt. Die Seide iſt hier ſo gemein, daß ſich die ärmſten Leute darein kleiden. Dieſes Land hat noch weit mehr ihm eigene Obſtbäume (die es aber den Herrn Mißionarien nicht gefallen hat, uns bekannt zu machen) und ſonderlich eine Menge Sträucher und ſogar Bäus me, welche das ganze Jahr durch Hülſen tras gen, in denen das gemeine Volk eine Art Bohs

nen zu seiner Speise findet. Birnen, Aepfel, Abricosen, Pfirsiche, kennt man in Tunkin nicht; doch giebt es hier eine wilde Frucht, die in etwas der Pfirsiche an Gestalt und Geschmack gleich kommt. Eben so wenig kennt man hier Kohl, Artischocken, und andre unserer gemeinsten Pflanzen und Wurzeln.

Die Zuckerröhre, die man auf die Reihe der nützlichsten Produckte des Landes setzen kann, wachsen hier von Natur; aber die Tunkineser verstehn sich nicht darauf den Zucker zu läutern, ob sie ihn gleich stark zu den gewöhnlichen Bedürfnissen des Lebens, und zum Einmachen von verschiedenen Sorten Obstes und Wurzelwerk gebrauchen, das sich hier, trotz der herrschenden Nässe ihrer Atmosphäre, ziemlich lange hält.

Sie machen sich wenig aus den Blumen, und ihre Wartung wird fast ganz bey ihnen aus der Acht gelassen. Die Büsche prangen mit sehr schönen Rosen; die vorzüglichsten darunter, sind weiß mit Purper gemischt, und von einem herrlichen Geruch. Man hat auch gelbe und rothe, die nicht riechen, und deren Strauch keine Dornen hat. Die Lilie ist hier wie in ganz Indien sehr gemein. Sie ist weiß wie die Europäische; der Stengel hoch, aber die Blume kleiner. Der Persische Schasmin findet sich hier überall in den Hecken; die Blume die am meisten geschätzt wird, ist eine Art Capernstrauch von weisser oder rother Farbe, die einen ganz fürtreflichen Geruch hat, der auch gepflückt sich

wenig-

wenigſtens noch vierzehn Tage hält: die Damen des königlichen Harems bedienen ſich derſelben zu ihrem Putz.

Unter dem zahmen Vieh werden die Ochſen und Büffel bloß allein zum Ackerbau gebraucht; man ſchlachtet ſie niemals, obgleich ihre Erhaltung kein Religionsgeſetz wie in manchen Ländern von Indien iſt. Die Pferde ſind klein, aber feurig und ſtark: ſie würden ſehr gute Dienſte leiſten, wenn man nicht lieber hier zu Waſſer als zu Lande zu reiſen pflegte. Bloß die Prinzen und Mandarine halten welche: ihr Gebrauch wird mehr wie ein Staat, als wie ein reeller Nutzen betrachtet. Eſel und Schaafe kennt man hier nicht. Es giebt wenig Ziegen, viel Schweine, deren Fleiſch geſund und von gutem Geſchmack iſt, und Katzen, die aber zu nichts taugen: ſie fangen keine Mäuſe und Ratten; dies thun die Hunde. Das gemeine Volk ißt Katzen, Hunde und Ratten. Das Geflügel, als Enten, Gänſe, Hüner, iſt allenthalben in Ueberfluß vorhanden; es verbreitet ſich ſogar in die Wälder, wo es ohne Wartung fortkommt. Die Einwohner von Tunkin, brüten wie die von Sina, die Enten-Eyer in Oefen aus, und vermehren ſo ihre Anzahl zu einer ungeheuern Menge. In einem ſo wäſſerigen Lande findet dieſe Art Geflügels freilich ſehr leichten Unterhalt. Die Felder, Flüſſe, und Kanäle ſind mit verſchiedenen Sorten Vögeln bedeckt, die alle gut zu eſſen ſind. Man fängt ſie in Netzen und Schlingen, denn obgleich die Jagd und Fiſche-

rey durchs ganze Königreich frey iſt, ſo iſt doch der Gebrauch des Feuergewehrs bey Lebensſtrafe verboten.

Man ſieht hieraus, daß in dieſen fruchtbaren Klimas der Ueberfluß an Lebensmitteln, der ungeheuern Volksmenge angemeſſen iſt, und ſie begünſtigt. Aber zugleich zeigt auch die Qualität der Speiſen gewiſſermaſſen die Qualitäten der Nation an. In den Morgenländern ſind alle Früchte von herrlichem Geſchmack, aber wenig nahrhaft, und die Menſchen ſind fein und geſchickt, aber ſchwach und von geringem Muth.

In den Wäldern der gebürgigen Provinzen, findet man Hirſche, Rehe, wilde Schweine; auch Pfauen, Rebhüner von einer beſondern, dem Lande eigenen, Art, und andere Gattungen von Vögeln. Die Tiger machen die Nachbarſchaft dieſer Wälder ſehr gefährlich: ſie ſind von verſchiedener Gröſſe, einige acht bis zehn Fuß lang, und von erſtaunlicher Stärke; ſie bemächtigen ſich der größten Büffel, und ſchleppen ſie mit einer unglaublichen Leichtigkeit weg. Wenn ſie hungrig ſind, richten ſie ſchreckliche Verwüſtungen an; ein ſolcher Tieger zerriß in einem Flecken 85 Perſonen, ohn daß es möglich war ihn anzugreifen, oder ſeinem Grimm Einhalt zu thun, wenn man ſich nicht einem gewiſſen Tod ausſetzen wollte, weil es verboten iſt, Feuergewehr zu führen. Die wilden Elephanten ſind eben ſo furchtbar. Wenn ſie aus den Wäldern ins ebene Land kommen, werfen ſie Häuſer um, und

tödten

tödten die Menſchen die ſie antreffen. Die Menge und Mannigfaltigkeit der Affen in den Hölzern, iſt ſehr groß, einige haben Köpfe wie die Hunde, andere ſollen, wie die Einwohner ſagen, ſechs bis ſieben Fuß hoch ſeyn. Dieſe Thiere richten ebenfalls groſſen Schaden an, wenn die Früchte reif werden. Die Papageyen ſind nicht minder den Erndten gefährlich; man ſtellt allgemeine Jagden gegen ſie an, um ſie auszurotten, oder wenigſtens zu verſcheuchen. Man bedient ſich dazu der Netze, Meſſer, und beſchlagenen Stöcke. Oft gelingt es den verſammelten Einwohnern eines Kanton's, auch groſſes Wild bey ſolchen Treibjagen zu fangen, und die kleinen Thiere, und ſogar die Vögel zu zwingen, in die geſtellten Fallen zu laufen.

3.

Bevölkerung — Karakter der Einwohner, und ihre Verſchiedenheit — Sitten — körperliche Eigenſchaften — Kleidung.

Tunkin kann als das bevölkerſte Land der bekannten Welt angeſehn werden, ſonderlich die vier, an die Reſidenz gränzende, Provinzen. Die waldigten Gegenden ſind weniger bevölkert, ob ſie gleich auch viele Menſchen enthalten. Es giebt im ganzen Königreiche weder befeſtigte Plätze, noch mit Mauern umgebene Städte. Man zehlt 9000 Flecken, die den Namen *Xa* führen, und dreytauſend damit verbundene, die *Zraï* heiſſen. Viele Dörfer oder Gemeinden, hängen von dieſen Hauptörtern ab

Ob-

Obgleich das Volk von Tunkin unter einerley Herrn und einerley Gesetzen steht, so ist es doch aus verschiedenen Racen zusammengesetzt, die sich nur nach dem äusserlichen gleichen, und deren Neigungen ganz verschieden sind.

Das Volk, das in den Gebirgen wohnt, lebt von der Jagd, und den Produkten der Erde, die es um seine Wohnungen her baut, ohne fast den geringsten Umgang mit den Bewohnern des platten Landes zu halten, von denen es als ein Volk von Wilden und mit Recht angesehn wird, wenn man auf die Einfalt seiner groben Sitten, auf seine Gewohnheiten, die nur das Resultat des natürlichen Instinkts sind, und auf seinen Widerwillen vor der Gesellschaft, und die Gebräuche der andern Tunkineser, Rücksicht nehmen will, deren Anblick es flieht. Es hält sich übrigens ruhig, und giebt der Regierung keinen Anlaß, seinetwegen auf der Hut zu seyn, ob man gleich weiß, daß es im Nothfalle die tapfersten und besten Soldaten, unter der ganzen Nation, stellen würde.

In eben diesen Gebirgen wohnt ein anderes Volk, das ganz von diesem unterschieden ist. Es ist sinesischen oder tartarischen Ursprungs, wohnt blos in Wäldern, und verändert seinen Aufenthalt oft, sonderlich wenn es merkt, daß das Land, das es baut, sich zu erschöpfen anfängt: alsdann zieht es weiter, und macht ein anderes Fleck urbar. Dies besondre Volk ist das gesitteteste in Tunkin, und in der Kenntniß

der

der sinesischen Schriftzüge am besten unterrichtet; es treibt mit dem platten Lande einen Handel, der wenig bekannt, aber sehr einträglich ist. Ohnstreitig versteht sich dies Volk auch am besten darauf, die Metalle, die in den Bergwerken stecken, und die verschiedenen Gattungen von kostbaren Holz zu nutzen, das in den Gebirgen wächst, und worunter der Zimmt sonderlich sehr gemein ist. Er darf aber nicht eingesammelt oder verkauft werden, sondern der König hat sich den ausschließlichen Handel davon vorbehalten. Die Jäger dieser Nation, sind sehr geschickt mit dem Bogen zu schiessen; sie besitzen ein Geheimnis ihre Pfeile zu vergiften, und dem Gifte einen so bestimmten und genauen Grad von Wirkung zu geben, daß sie auf dem Punkt wissen in welcher Entfernung das getroffene Wild umfallen wird; selten betrügen sie sich. Das Gift hat unterdessen keinen Einfluß auf das Fleisch, und sie essen ohne Schaden davon. Die Diebe und Räuber wagen es nicht sich ihren Wohnungen zu nähern; und die Tiger selbst scheinen sie zu scheuen: Alle diese ausserordentliche Talente und Eigenschaften, erheben sie in den Augen der übrigen Tunkineser zu Leuten, die von der Natur besonders begünstigt sind, die Achtung verdienen und übernatürliche Kenntnisse besitzen. Sie verlassen ihre Gebirge nur, wenn sie den Tribut in die Hauptstadt bringen, und der Ruf in dem sie stehn, und die Anhänglichkeit die sie für ihre entlegene Wohnungen behalten, machen, daß man ihnen mit einer gewissen Art von Ehrerbietung begegnet. Die französischen Mißionarien

rien rühmen dieſe beyden Völker, als die menſchenfreundlichſten und unumgänglichſten von Tunkin; ſie ſind oft mitten unter ihnen geweſen und für das, was ſie waren, erkannt worden, ohne bey ihnen auch nur einen Gedanken, ſie zu beleidigen, wahrgenommen zu haben.

Der größte Theil der Landleute iſt ein ungeſchlachtes, einfältiges Volk, das ſich gewöhnlich von Leichtgläubigkeit und Aberglauben leiten läßt, und nach den Eindrücken, die man ihm beybringt, gut oder böſe iſt.

Einige Reiſende haben dieſes Volk als einen Trupp Vagabunden geſchildert, die mit ihren Weibern und Kindern auf Fahrzeugen lebten, und durch die Noth gedrungen, von einem Ort zum andern ſchweiften, um ſich ihren Unterhalt zu gewinnen. Allein dieſes Gemälde iſt nicht treu. Die Urſache von allen dieſen Wanderungen, die den Fremden ſo auffallen, iſt der innere Handel des Königreichs, oder die Nothwendigkeit ſich der öffentlichen Arbeiten zu entledigen, die, wie wir in der Folge hören werden, einen beträchtlichen Theil des Jahres wegnehmen. So geſchieht es auch, daß der groſſe Fluß der aus den Gebirgen von Sina kommt, und durch das Königreich fließt, von dem Schneewaſſer und den Regen, die gegen das Ende des Frühlings fallen, anſchwillt, und fürchterliche Ueberſchwemmungen verurſacht. Ganze Provinzen ſind mit Waſſer bedeckt, und die Einwohner ſehen ſich gezwungen, auf Kähne und Flöſſe zu flüchten,

und

und nach höher liegende Gegenden zu ziehen, bis das Waſſer ſich verlaufen hat.

Wenn man die Sitten von Tunkin überhaupt, mit denen von Sina vergleichet, ſo iſt dies Volk roh und ungeſittet, unterdeſſen haben ſie doch unter ſich eine gewiſſe Höflichkeit, und gewiſſe Egards, die wenigſtens die, welche einige Erziehung genoſſen haben, vom gemeinen Volke unterſcheiden. Ihr Aeuſſerliches iſt ernſthaft und geſetzt, ob ſie gleich von Natur brüske und oft hitzig ſind. Sie ſind offenherzig und leichtgläubig, weder brav noch tapfer: aber ein unruhiger, und gährender Humor, iſt mehr der herrſchende Karakter der Nation, als Sanftmuth und Geſchmack an Ruhe, und nur die ſcharfe Aufſicht der Regierung vermag unter ihnen eine Art von Einigkeit zu erhalten. Die Aufruhre und Meutereyen ſind hier ſehr häufig; aber was ſie dazu verleitet, iſt nicht ſowol Ehrgeitz, oder das Verlangen nach einem gelindern Schickſal, das ſie ſich nicht einmal zu verſchaffen wiſſen würden, wenn ſich auch die Gelegenheit zeigte, ſondern vielmehr Leichtgläubigkeit und Aberglaube, deren unaufhörlicher Ball ſie ſind. auch nehmen die Mandarine und andere Groſſen des Reichs, ſelten Theil an dieſen Empörungen. Diejenigen die dem Anſchein nach am ruhigſten ſind, werden gemeiniglich ſo ſtark von Neid und Eiferſucht beherrſcht, daß man ihnen ſelten vollkommen trauen kann. Was ihren Geiz betrift, ſo ſchrenkt er ſich gemeiniglich auf einige Gold- oder Silbermünze, einige Kleider von europäiſchem

ſchem Tuche, oder einiges Geräthe von geringem Werthe ein, das mehr die Neugier als den Nutzen befriedigt. Kein Tunkineſer kann ſeine Kenntniſſe durch auswärtige Reiſen vermehren; die klugen Geſetze ſeines Landes verbieten ihm es zu verlaſſen, und ſo kennt und ſchätzt er nur das Land ſeiner Väter, und hält alles für Mährchen, was ihm von fremden Reichen erzählt wird.

Beyde Geſchlechter in Tunkin, haben einen Mittelwuchs, gutes Ebenmaas, breites Geſicht, doch nicht ſo platt wie der Sineſer ihres, kleine Augen und Naſe, und ziemlich langes ſchwarzes Haar. Die Männer haben wenig Bart, und laſſen ihn nicht abnehmen. Die Junggeſellen müſſen ſich den Wirbel des Kopfs in Form eines halben Mondes ſcheren laſſen. Man ſieht hier wenig misgeſtaltete Perſonen, und das Frauenzimmer iſt ziemlich ſchön. Perſonen von Stande haben keinen ſo braunen Teint, wie die gemeinen Leute: ihre Farbe nähert ſich ſehr der Farbe der Portugeſen und Spanier. Als Kinder haben ſie alle ſehr weiſſe Zähne, aber vom 17 oder 18ten Jahre an, färben ſie ſolche ſchwarz. Man thut dieſes, um die Farbe zu verhindern, die ſie vom Betelkauen bekommen würden. Es iſt einer der eifrigſten Wünſche junger Leute, ſchwarzgefärbte Zähne, und nicht „weiſſe wie die Hunde„ zu haben. Die Mandarine, die Gelehrten, und andre Perſonen von Rang, laſſen ſich die Nägel wachſen, und recht lange Nägel ſind eine Schönheit. Die Damen färben ſich die ihrigen roth, ſo wie in vielen andern

dern Gegenden des Morgenlands; es macht sogar ein Stück einer gewissen Zierlichkeit aus, wenn Füsse und Hände, mit einer Nüance von dieser Farbe bezeichnet sind.

Das gemeine Volk trägt weder Schuhe, noch Strümpfe, noch Hosen: die Kleidung der Mannspersonen besteht in einem Stück Leinwand von einigen Ellen, womit sie sich die Lenden umgürten, und das verdecken, was die Schamhaftigkeit zu verbergen gebietet; und in einem langen Kleid mit sehr weiten Ermeln, das sich kreutzt, den ganzen Körper verhüllet, und an der rechten Seite mit einem Band befestigt ist. Bey der Arbeit und auf Reisen, tragen sie gewöhnlich nur den Gurt um die Lenden. Die gemeinen Weibspersonen, sind sehr modest gekleidet. Sie tragen einen langen Rock, und ein oder mehrere Kleider, von demselben Schnitt wie der Mannspersonen ihre, aber weit kürzer: sie bedecken und putzen sich den Busen mit einem Stück Leinewand oder Seide, in Gestalt eines Herzens; sie haben Ohrgehänge, und goldene oder silberne Armringe, aber sie kennen den Gebrauch der Halsbänder nicht. Füsse und Beine sind gewöhnlich bloß, wie bey den Männern. Reiche oder Personen in Aemtern, tragen ausserordentlich breite und lange Unterhosen, eine Jacke mit engen und kurzen Ermeln, von derselben Gestalt wie das Kleid, und den langen Rock darüber.

Bey Besuchen müssen sowohl Arme als Reiche, ein längeres und weiteres Kleid als gewöhn-

wöhnlich an haben, wovon die Ermel bis auf die Erde schleppen: es muß von Leinewand seyn, da die Seide zu gemein im Lande ist. Den Kopf bedecken sie sich mit zwey grossen Baumblättern, die stark genug sind, sie vor der Sonne und dem Regen zu schützen. Ein eigenes Gesetz in Tunkin erlaubt den öffentlichen Gebrauch der Sandalen und Schuhe nur den Gelehrten, und denen die den Doctor-Grad erhalten haben; aber gemeiniglich trägt man im Hause eine Art Schuhe, die in zwey Theile getheilt sind, der eine für den grossen Zähen der andre für den übrigen Fuß. Dieses kommt daher, wie man sagt, daß die alten Tunkineser den grossen Zähen sehr weit von den andern entfernt hatten. Unterdessen sind diese Schuhe, ohne Absätze, sehr unbequem wegen ihrer Gestalt, und von so schlechtem Leder, daß sie dem häufigen Koth, womit die Felder von Tunkin bedeckt sind, nicht lange widerstehen können, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man sich ihrer nicht beständig bedient: Nur die Prinzen dürfen einen runden Schuh tragen. Dieser Gebrauch baarfuß zu gehn, wird unterdessen jetzt mit weniger Strenge als sonst beobachtet.

Die Kleider der Tunkineser sind von verschiedener Farbe, aber gewöhnlich weiß, das ist, von der natürlichen Farbe der Seide oder Leinewand. *) Schwarz gehn nur Personen vom ersten

*) Vielleicht auch wegen der Hitze, der die weisse Farbe besser widersteht, daher auch, wie schon Franklin angemerkt hat, die Trauer in den heissen Ländern weiß ist. A. d. U.

erſten Range. Die Mandarine und ihre Beamte, wenn ſie in ihren Amtsverrichtungen ſind, und ſich in den Pallaſt begeben, tragen Röcke von einer glänzenden Schwärze, die in dunkel Violet fällt.

Da es in Tunkin eine Schönheit iſt, langes Haar zu haben, ſo machen ſie einen Theil der Ceremonien-Kleidung aus. Manns- und Frauensperſonen, ziehen ſie gewöhnlich in die Höhe, und befeſtigen ſie in einem Knoten auf dem Hintertheile des Kopfs; aber wenn ſie vor einem Groſſen erſcheinen, laſſen ſie ſolche aus Reſpekt fliegen: das Frauenzimmer bedeckt ſich einen Theil des Geſichts damit. Die Soldaten, wenn ſie im Dienſt ſind, oder die Handwerker, wenn ſie ihre Arbeit verrichten, ſtecken die Haare unter die Mütze, oder binden ſie auf den Kopf zuſammen.

Das gemeine Volk kleidet ſeine Kinder nicht vor dem ſiebenten oder achten Jahre. Einige geben ihnen eine Jacke, die nicht bis an den Nabel reicht, aber die meiſten laſſen ſie faſt nacket gehen.

4.

Auflagen — Frohndienſte — Succeßions-Rechte — Sprachen des Landes — Heyrathen — Eheſcheidungen — Prachtgeſetze — Annehmung an Kindesſtatt — Gläubiger und Schuldner.

Künſte und Wiſſenſchaften ſind hier noch in der größten Unvollkommenheit. Der wahrſcheinlichſte Grund von dieſer Art der Ungeſchicklichkeit

lichkeit, ist die grosse Volksmenge, die Härte der Auflagen, und die Tyranney der Regierung. Dies Volk kann schwerlich dem Staat ein Subject geben, das sich in den Künsten und Wissenschaften des Landes ausserordentlich hervorthun könnte. Die Armuth die überall herrscht, ist Ursache, daß niemand weiter hinaus, als auf seines Leibes Nahrung und Nothdurft denkt, und ist dieses erreicht, so überläßt er sich seiner gewöhnlichen Unthätigkeit. Die Regierung ist den Fortschritten der Künste eben so sehr entgegen. Wenn die Mandarine oder königliche Beamte, irgend einen Keim von Talent oder ausgezeichneten Fleiß an einem Unterthanen wahrnehmen, so bemächtigen sie sich seiner im Namen des Königs, lassen ihn arbeiten, und geben ihm kaum so viel, daß er leben kann. Die Mandarine, die alle von Unwissenheit und Stolz strotzen, aber die Gewalt in Händen haben, sehen es als eins von ihren Vorrechten an, Leute die geschickter sind als sie, sklavisch zu behandlen. Sie fühlen ihre Unwissenheit, aber ihr Stolz würde dem sein Gutmeinen übel lohnen, der sichs einfallen ließ, ihnen dies oder jenes zu lehren; denn sie wollen für Männer gehalten seyn, die alles wissen und verstehen, und wenn sie sich ja der Hülfe einiger Personen von Fähigkeiten bedienen, so sehen sie sie doch nur als Werkzeuge an, die sie regieren. Und o wie weit hat sich nicht dieser Geist der Mandarine von Tunkin ausgebreitet!

Das Schicksal des Tunkinesischen Volkes überhaupt, ist elend. Es muß grosse Auflagen

bezah-

bezahlen, und ſchwere Frohnen verrichten. Jede Mannsperſon erlegt vom 18 oder zwanzigſten Jahre an, jährlich eine Kopfſteuer von drey bis ſechs Thaler am Betrag. Die Taxe wird nach dem Reichthum der Fleckens oder der Aldee eingerichtet, wo man wohnt. Sie wird in den Monathen April und October erhoben, welches die Zeiten der Reißerndte ſind. Man erlegt ſie gemeiniglich in Früchten, alſo iſt das Maas derſelben nicht beſtimmt, ſondern richtet ſich nach der Erndte.

Der Kaufmann der in der Hauptſtadt wohnt, muß auſſer ſeiner Handelsſteuer, noch das Kopfgeld der Aldee erlegen, wo er geboren worden, und alle die Dienſte thun, wozu er nach ſeinem Geburtsort verbunden iſt. Es iſt niemand davon ausgenommen, als die Prinzen vom königlichen Geblüt; die Bedienten vom königlichen Hauſe; die Staatsminiſter; die öffentlichen Beamte; die Gelehrten vom Grad Singdo an, dem erſten Grade, der einen Rang im Königreiche giebt, und ohngefehr ſo viel als unſer Baccalaureus iſt; die Kriegsbediente; die Soldaten; und einige Perſonen, die dieſes Recht um Geld, und nur auf ihre Lebenszeit, erkauft haben, welches immer noch eine groſſe Gunſt iſt.

In den Aldeen, deren Boden zu unfruchtbar iſt, oder die zu arm ſind, werden die Einwohner, welche die Steuern in Reiß oder Geld nicht bezahlen können, zum Graßhauen für die Fütterung der Elephanten und der Reuterey des

Staats,

Staats, gebraucht. Und wenn sie von den Oertern wo dieses Graß wächst, noch so weit entfernt wären, so sind sie doch gezwungen, es nach und nach, und auf ihre Kosten, in die Hauptstadt zu schaffen.

Ausser dem Kopfgelde sind alle Tunkineser, die obbenannte ausgenommen, dem Vecquam oder Herren-Dienst unterworfen; dieser besteht darinn, daß sie selbst, oder durch Personen die sie bezahlen, an den öffentlichen Arbeiten Hand anlegen müssen; die fürnehmsten darunter sind, die Ausbesserung und Aufführung der Mauern des königlichen Pallastes; der Heerstrassen; der zur Wohnung der obrigkeitlichen Personen bestimmten, Gebäude; der Zeughäuser, Brücken und anderer Werke dieser Art. Ein jeder wird dazu, so wie die Reihe seinen Aufenthalt oder Geburtsort trift, angehalten.

Die Handwerker von allen Professionen, müssen sechs Monathe des Jahres dem Vecquam widmen, ohne sich der geringsten Vergeltung ihrer Arbeit getrösten zu können. Es ist schon viel, wenn irgend ein öffentlicher, mitleidiger und menschenfreundlicher Beamte, ihnen ihren Unterhalt, während dieser Zeit reichen läßt. Die übrige Zeit des Jahres sind sie zwar völlig Meister ihrer Zeit, allein sie ist zu kurz für den Mann, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat. Die Politik der Könige des Lands, ist Schuld an diesen harten Gebräuchen. Sie wußten kein anders Mittel ein aufrühreriſches

und

und unruhiges Volk in der Unterwürfigkeit zu erhalten, als wenn sie es zu beständigen Arbeiten zwängen, und dem größten Theil nicht mehr lieſsen, als er zu seinem knappen Auskommen braucht. Sind die Auflagen bezahlt, und die Frohnarbeiten vollbracht, so genieſst jeder ruhig was er durch seine Industrie erworben hat, und der Besitz desselben wird seinen Erben nicht streitig gemacht Das Recht des Eigenthums wird durchgehends, sogar vom Könige, geehrt, und da trägt sichs denn manchmal zu, daß sich einige wenige Tunkineser über das allgemeine Elend emporschwingen, wenn sie nemlich Muth und Fleiß genug haben, ihr Glück im Handel zu machen.

Da die Sineser lange Zeit die Herrn von Tunkin waren, so haben sie daselbst ihre Gesetze, Sprache, Schriftzüge und Religion eingeführt. Die Gewohnheiten von Tunkin haben noch immer viel Beziehung mit den Sinesischen, und es sind nur einige Unterschiede, wo sie abweichen. Noch ist die Sinesische Sprache die gelehrte, und noch schöpft man hier aus sinesischen Büchern die Wissenschaften: die Arbeit der Gelehrten ist also beinahe dieselbe wie in Sina. *) Allein die Tunkineser haben aus dieser Mutter-

sprache

*) Es ist falsch, was einige behauptet haben, daß die malayische Sprache den Tunkinesern dasselbe wäre, was den Europäern das Griechische und Latein ist. Sie ist es nicht und ist es auch nie gewesen.

ſprache ein Kauderwelſch gemacht, das kein Sineſer verſteht, wenn man es mit ihm ſpricht, wohl aber es leſen kann und erräth, wenn es mit ſeinen Schriftzügen geſchrieben iſt: denn die Völker von Tunkin haben auſſer dieſer noch eine Sprache und noch beſondere Buchſtaben, die gleichfalls aus der Sineſiſchen Sprache geborgt ſind. Sie hat nichts unangenehmes, und beſteht faſt ganz aus einſylbigten Wörtern; ſie gleicht einer Art Muſik, die man in verſchiedene Töne, den vollen, hohen, tiefen ꝛc. ꝛc. eintheilen kann; Ein einziges Wort wird oft eilf oder zwölf verſchiedene Dinge auszudrücken gebraucht: der Unterſchied beſteht alsdenn bloß in der vollen Ausſprache, dem herausſtoſſen oder an ſich halten des Athems, und daß man mehr oder weniger auf dem Accent ruht. Sie haben keine Regeln und keinen Begriff von den Methoden die der Syntax der europäiſchen Sprachen eingeführt hat. Es iſt alſo ſchwer für einem Fremden, es darinn zu einer Vollkommenheit zu bringen, da aber die Sprache ſehr einfach iſt, und nur eine kleine Anzahl Wörter, im täglichen Gebrauch walten, ſo kann ein Europäer mit etwas Aufmerkſamkeit, in Zeit von einigen Monathen, den Eingebohrnen ſo viel ablernen, als er nöthig hat, um ſich verſtändlich zu machen. Es giebt unterdeſſen auch in dieſem Königreiche wie in allen Ländern, Provincial-Sprachen, die für jeden andern als den, der daran gewöhnt iſt, ein Räthſel ſind: man trift dieſes ſonderlich in der Provinz an, die an Cochinchina ſtößt. Doch weder die Regierung, noch

der

der Handel, noch die Mißionarien leiden darunter. Die Mandarinen-Sprache wird überall verſtanden, und dieſe lernen die letztern.

Die Mandarinen-Sprache ſtammt ganz von der ſineſiſchen ab, die eine geſchriebene Sprache iſt, verſchiedene Dialekte hat, und in allen polizirten Staaten der öſtlichen Regionen verſtanden wird. Die Ausſprache iſt zwar in Tunkin, Japan, Cochinchina, und den Lieou-chieou*) Inſeln, anders als in Sina, allein ſobald das Wort mit ſineſiſchen Buchſtaben geſchrieben iſt, ſo geben ihm alle dieſe Völker, einerley Bedeutung, obgleich ihre Ausſprachen gänzlich von einander abweichen. Ein Gelehrter aus Japan, Tunkin oder Lieou-chieou, verſteht den ſineſiſchen Gelehrten nicht, wenn er ihn zum erſtenmal ſpricht, aber nach und nach gewöhnen ſie ſich durch den Gebrauch, den Wörtern ihren rechten Sinn zu geben, die ſie zwar ganz verſchieden ausſprechen, aber ſineſiſch geſchrieben, alle gleich gut verſtehen. Auf die Art wird dieſe Sprache die Gemein-Sprache aller Gelehrten dieſer Gegenden, der obrigkeitlichen Perſonen, der Statthalter der Provinzen, der Officiere, der Oberhäupter der Religions-Sekten,

*) Glückliche aber wenig bekannte Inſeln, wo der Thron erblich, die Könige gut, das Volk geſittet und zufrieden, und der Aufenthalt für Fremde ſehr angenehm iſt. Es ſind dieſer Inſeln dreyßig; die größte giebt dem ganzen Königreiche den Namen; ſie liegen zwiſchen dem 25 und 28 Grad ſüdlicher Breite, und ſind Sina ziinbar

ten, und, aller dieſer zahlreichen Nationen; ſo daß vielleicht manche nicht ganz unrecht haben, zu glauben, daß eine gröſſere Ausbreitung der ſineſiſchen Schriftzüge, ein ſicheres Mittel zur Feſtſetzung einer allgemeinen Welt-Sprache ſeyn könnte.

Die Geſetze von Tunkin, die das Eigenthum der Güter verſichern, beſtimmen auch die Art ihrer Vertheilung unter die Familie. Der älteſte Sohn tritt in den gröſten Theil der Erbſchaft; auch bekommen die Töchter etwas vom väterlichen Vermögen, das aber, wenn ſie viele Brüder haben, ſehr wenig ſagen will.

Die Tunkineſer können ſich ohne Einwilligung von Vater und Mutter, oder der nächſten Verwandten, die dieſe Oberhäupter der Familie vorſtellen, nicht verheyrathen. Es giebt auch Grade in welchen es verboten iſt einander zu heyrathen. So können Leute von einerley Stamm und Namen einander niemals ehelichen, aber in der Seitenlinie iſt kein Grad verboten, man kann ſogar zwey Schweſtern zur Frau nehmen. Aber in gerader Linie, und wäre man bis zum zwanzigſten Grade vom Stammvater entfernt, kann man niemals ein Frauenzimmer heyrathen.

Gewöhnlich werden die Mädchen im funfzehnten Jahre verheyrathet, die ganze Ceremonie von Seiten der Mannsperſon, beſteht darinn, daß er das

Mäd-

Mädchen zur Frau begehrt, indem er dem Vater einige Geschenke macht. Bekommt er keinen Korb, so entdeckt man sich einander offenherzig den Zustand seines Vermögens. Der Bräutigam schickt der Braut alles was er zu ihrem Gebrauch bestimmt hat, Kleider und andre Geschenke der Art, denn eine Aussteuer ist in diesem Lande gar nicht üblich: am Hochzeittage kommen die Verwandte und Freunde der contrahirenden Partheyen feyerlich zusammen, und die Braut, wird mit allen Geschenken ihres Mannes, in das Haus getragen, das er zu ihrem beyderseitigen Aufenthalt bestimmt hat. Kein Priester, keine Gerichtsperson erscheint dabey; die Einwilligung der Verwandten ist allein hinlänglich und der Ehezärter wird ohne alle Formalitäten, von den Partheyen selbst aufgesetzt, oder, wenn sie nicht schreiben können, von ihnen unterzeichnet, indem sie ihren Finger in Dinte tunken, und darunter drucken. Der Mann hat in der Ehe freyen Willen zu thun was er will; er kann, was nicht selten ist, seine Frau verkaufen, oder sie, unter Beobachtung einiger Formalitäten, zurückschicken; aber nie kann die Frau ihren Mann ohne seine Einwilligung verlassen.

Die Vielweiberey wird in Tunkin geduldet: sie ist sogar sehr gemein, und ledige Frauenzimmer lassen sich gern dazu brauchen, um jemanden zu haben der sie schutzt und unterhält, obgleich sich manchsmal der Mann sogar um ihren Unterhalt nicht bekümmern darf. Die erste Frau, das ist, diejenige,

die

die der Mann zuerſt geheyrathet hat, oder deren Verwandte die reichſten und angeſehenſten ſind, behauptet den erſten Platz unter den übrigen, die alle unter ihrem Befehl ſtehn, und führt allein den Namen, Frau.

Wenn eine Heyrath gültig ſeyn ſoll, müſſen die Oberhäupter der Gemeinde, deren Mitglied man iſt, davon benachrichtigt, und die im Geſetz feſtgeſetzte Steuer erlegt worden ſeyn. Eben ſo muß der Mann, wenn er eine Ehe aufhebt, oder eine Frau zurückſchickt, erſt ein Stück Geld entzwey brechen, wovon er die Hälfte der Frau giebt, die hierauf die Vorſteher des Fleckens davon benachrichtigt; alsdann iſt ſie frey und ledig. Oder der Mann ſtellt ihr auch eine Schrift von ſeiner Hand und mit ſeinem Siegel zu, worinn er allen ſeinen Rechten über ihr entſagt, und ihr ihre vorige Freyheit wiedergiebt. Ohne dieſen Schein würde ſich ein ſolches Frauenzimmer niemals wieder verheyrathen können; aber in dieſem Falle iſt es für ſie (ein ſehr geſittetes Geſetz, das andere Nationen auch einführen könnten) gar keine Schande, in der Gewalt eines andern Mannes geweſen, und von ihm verlaſſen worden zu ſeyn. Der Mann muß ihr alles wieder geben, was ſie ihm bey der Heyrath zugebracht hat, ſogar die Geſchenke die er gab; er muß die Meublen und das Haus mit ihr theilen, ſelbſt die Kinder, wenn ſie es verlangt, denn ſie kann ſie auch alle dem Mann allein laſſen. Da alſo ihre Trennung ihre Vermögens-Umſtände

nur

nur noch mehr vergröſſert, ſo fällt es ihr deſto weniger ſchwer, eine andere Verbindung zu treffen. Daher ſind Eheſcheidungen ſehr ſelten.

Die Frau kann ihren Mann, wider ſeinen Willen nicht verlaſſen; es wäre denn, daß ſie durch Gewalt und Begünſtigung eines mächtigen Anhangs ihn dazu zwänge. Im Grunde iſt die Vielweiberey in Tunkin nur eine Kebsweiberſchaft; eine einzige Frau iſt Frau, und die andern ſind nur Beyſchläferinnen, die der Mann gewöhnlich alleine wohnen läßt, um den unvermeidlichen Zwiſtigkeiten und Zänkereyen unter ihnen vorzubeugen. Iſt der Mann todt, ſo erben dieſe Kebsweiber nicht, und haben ſie keine Kinder, ſo jagt man ſie gar aus dem Hauſe; eine Gewohnheit, die ſich bis auf das Frauenzimmer des Königs erſtreckt.

Die Kinder von Einem Vater, wenn ſie gleich von verſchiedenen Frauen erzeugt ſind, erben zu gleichen Theilen. Der älteſte Sohn hat ein Zehntheil mehr als ſeine Geſchwiſter. Er vertritt Vatersſtelle bey ſeinen Brüdern, nach des Vaters Tode, ſogar bey ſeinen ältern Schweſtern, wenn er das männliche Alter erreicht hat: ſie können, ohne ſeine Einwilligung, nicht über ihre Perſon diſponiren. Während der Minderjährigkeit haben die Oheime die Aufſicht über die Minderjährigen und ihre Güter. Sind keine männliche Erben da, ſo treten die Töchter zu gleichen Theilen in die Erbſchaft, welches in Sina nicht geſchieht.

Das weibliche Geſchlecht iſt hier ausnehmend fruchtbar, und genießt einer groſſen Freyheit. Ehebruch wird mit der Verbannung, bis an die Gränzen des Königreichs, und ſogar mit dem Tode beſtraft. Doch iſt dieſer letzte Grad der Strenge ſelten; die alten Geſetze erlauben dem Manne von einigem Stande, der ſeine Frau auf ſtrafbarer That ertappt, ſie und ihren Liebhaber zu tödten, doch muß er es mit eigner Hand thun. Wenn er klagt, ſo wird die ſchuldige Frau durch einen Elephanten hingerichtet, und der Entehrer ebenfalls ums Leben gebracht. Männer von niedrigern Stande, müſſen ihre Zuflucht zu den Geſetzen nehmen, die ſtreng gegen die Verbrecher ſind, aber Beweiſe der Schuld fodern, die ſich nicht immer leicht beybringen laſſen.

Ledige Frauenzimmer, die ſich von der Liebe verleiten lieſſen, werden mit einer Geldſtrafe belegt, die mehr oder weniger beträchtlich iſt, und ſich nach der Gewohnheit des Ortes richtet. Unter den Völkern im Gebirge, die man als Wilde betrachtet, leben die Mädchen ſo frey als möglich, aber wenn ſie ſchwanger, und bey dem Mandarin angegeben werden, ſo iſt eine ſolche Begebenheit im Stande, Vater und Mutter durch die Geldſtrafen zu Grunde zu richten, zu denen man ſie wegen ihrer nachläßigen Aufſicht über die Aufführung ihrer Kinder, verdammt. Können ſie nicht bezahlen, ſo wird das Mädchen und ihr Liebhaber, zu Sklaven verkauft.

Die Gesetze verbieten den Gebrauch des Weins, ein Verbot, das nicht sehr pünktlich befolgt wird, die Hauptstadt ausgenommen, wo man beständig unter den Augen der Mandarine ist, und gewöhnlich von ihnen eine schriftliche Erlaubniß zu erhalten sucht, sich des Weins bey den Hochzeit- und Begräbniß-Feyerlichkeiten bedienen zu dürfen. Alle diese Verordnungen und Gesetze sind fürtreflich, und eifern gegen Verbrechen und Laster, die der Gesellschaft am nachtheiligsten sind, allein auch hier gilt, wie in so vielen andern Ländern, die Regel, daß sie nur einen Zaum für die ausmachen, denen es an Muth oder Ansehn fehlt, sie ungestraft zu übertreten.

Die Achtung, die Kinder ihren Eltern schuldig sind, wird heilig beobachtet. Ein Sohn kann in keinem Fall einen Rechtsstreit mit Vater oder Mutter anfangen, oder sich ohne ihre Einwilligung verheyrathen. Für Vater und Mutter wird sieben und zwanzig Monate getrauert: während dieser Zeit können sich die Kinder nicht verheyrathen, es wäre denn, daß sie es gleich die ersten drey Tage nach ihrem Tode thäten; lassen sie aber diese Zeit vorüber, so müssen sie bis zu Ende der Trauer warten. Sie geben zur Ursache des ersten Gebrauchs an, weil der älteste Sohn mit den öffentlichen und auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt sey, so wäre es nöthig daß er eine Frau nehme, die auf seinen Haushalt Achtung habe. Allein aus eben diesem

sem Grunde, (däucht es dem Uebersetzer) sollte die Ehe zu jeder Zeit der Trauer erlaubt seyn. Die Ehrfurcht gegen Eltern, oder diejenige, die ihre Stelle vertreten, ist so fest gesetzt, und wird so genau befolgt, daß sogar die Schulmeister, die in den fürnehmsten Flecken und Dörfern angestellt sind, die größte Gewalt über ihre Schüler ausüben. Wenn man überführt wäre, daß man es, selbst nachdem man ihren Unterricht verlassen, an Ehrerbietung gegen sie habe fehlen lassen, so würde darauf die härteste Strafe folgen. Die Verbindlichkeiten gegen sie, hören nur mit dem Leben auf. Unterdessen wirkt die grosse Anzahl dieser Schullehrer nicht, daß das Volk besser unterrichtet sey. Die Armuth ist so groß, und so gemein in Tunkin, die Arbeit so dringend und ohne Rast, daß wenig Eltern, sonderlich unter dem gemeinen Volke, im Stande sind, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben.

Die Tunkineser ersaufen die Kinder nicht, die sie nicht ernähren können, wie man es sonst die Einwohner von Sina beschuldigte; aber einige, die sich ihrer Dürftigkeit schämen, setzen ihre Kinder aus; doch selten kommt ein solcher Findling um, weil so viele Leute sich ein Vergnügen daraus machen, sie aufzunehmen und zu erziehen. Die Armen, die als solche bekannt sind, verkaufen die ihrigen um einen sehr mäßigen Preiß, und für eine Art von Allmosen, das man ihnen giebt. Diese menschenfreundliche Handlungen reicher und wohlhabender Personen,

stam-

ſtammen von dem, der Nation angebohrnem, Trie-
be, her, eine zahlreiche Familie zu haben. Ange-
ſpornt von dieſem Triebe ſuchen ſie ſich fremde Kin-
der zu verſchaffen und nehmen ſogar welche an Kin-
desſtatt, mit einer Art von Feyerlichkeit an, wobey
kein Unterſchied in dem Geſchlechte gemacht wird.
Solche an Kindesſtatt Angenommene, ſind zu allen
den Pflichten gegen ihren neuen Vater verbunden,
die ſie rechtmäßigen Eltern ſchuldig ſind. Sie müſ-
ſen ihm alle Arten von Dienſten erweiſen, ihm die
erſten Früchte jeder Jahrszeit bringen, und ſo viel
in ihren Kräften ſteht, zur Glückſeligkeit ſeines Le-
bens beytragen. Der Vater, ſeiner Seits, muß
ſie in ihren Unternehmungen unterſtützen, über ihre
Erziehung und Aufführung wachen, und für ihr
Wohl ſorgen. Wenn er ſtirbt, ſo theilen dieſe Kin-
der, faſt gleich, mit den rechten, und ſie trauern für
ihn, wie um ihren wirklichen Vater, wenn gleich
dieſer noch leben ſollte. Die Methode der Kindes-
ſtatt-Annahme iſt ſehr ſimpel: entweder hat der
Adoptirende den Adoptirten um die Kindesſtatt-
Annahme erſucht, und macht der Obrigkeit bekannt,
daß er ihn unter ſeine Kinder aufnehme; oder der
Adoptirte that ſelbſt den Vorſchlag dem neuen Va-
ter: iſt er mit ſeiner A. twort zufrieden, ſo erſcheint
er vor ihm mit zwey Flaſchen Arrack, die dieſer an-
nimmt. Einige Bedingungen, machen das übrige
der Ceremonie aus. Fremde, die Handel oder an-
dre Geſchäfte nach Tunkin bringen, haben oft zu
dieſem Gebrauch ihre Zuflucht genommen, um ſich

vor den Plackereyen und Ungerechtigkeiten der Hofbediente und Mandarine zu sichern. Ein Engländer, Namens Baron, der in Tunkin gebohren war, genoß der Ehre von dem vermeintlichen Erben des Chova, oder Groß-Feldherrns der Krone, an Kindesstatt angenommen zu werden: er überhäufte den Fürsten mit Geschenken, in der Hofnung sich eines gewissen und dauerhaften Schutzes zu versichern, allein aller Aufwand und Mühe war verlohren, denn der Prinz verlohr den Verstand.

Da die Armen den größten Theil dieses unzähligen Volkes ausmachen, so wird ein sehr gemeiner und schändlicher Wucher in Tunkin getrieben; gewöhnlich nimmt man für Ein Jahr, den dritten Theil der geliehenen Summe, zum Gewinn. Sind die Zinsen der Hauptsumme gleich gewachsen, so hört, nach den Gesetzen, der Wucher auf, aber die Gläubiger lassen sich alsdenn neue Wechsel ausstellen, und so werden oft wohlhabende Familien, einer Schuld wegen an Bettelstab gebracht, die bey ihrer Entstehung gar wenig bedeuten wollte. Man hat Exempel daß begüterte Landleute, die sich ehrlich von ihrer Hände Arbeit nährten, um alles gekommen sind, und Haus und Hof verlassen mußten, weil sie eine Schuld von kaum Einem Thaler vernachläßigten, und einige Jahre durch stehen liessen. Der Misbrauch der Landesgesetze, ist Ursach, daß die Gläubiger auf eine unerhörte Art mit ihren Schuldnern umgehen können: sie bemächtigen sich ihrer Wohnungen, nehmen ihnen ihr Geräthe, ihre Weiber, ihre Kinder,

ber, mit denen sie nach ihrem Gefallen umspringen, und geben ihnen sogar eine Art von schmerzhafter Tortur, um sie desto leichter zu zwingen, ihnen alles in Stich zu lassen, was sie noch besitzen. Zuletzt verkaufen sie sie, und nutzen die Früchte ihrer Arbeit so lange, bis die Schuld bezahlt ist: denn in Tunkin giebt es keine eigentliche Sklaverey. Die Adoptirte, von den Gläubigern weggenommene, oder von den Eltern verkaufte Kinder, werden frey, sobald die bestimmte Zeit ihres Dienstes verlaufen ist. Ihre Verbindungen dauern nur auf eine Zeit, auch ist es bey Lebensstrafe verboten, Kinder an die Sineser zu verkaufen, die sie zu ewiger Knechtschaft verdammen. Allein, trotz dieses Verbots, prakticiren diese doch insgeheim eine groſſe Anzahl derselben weg und handeln sowohl in ihrem Lande, als gegen Fremde damit.

5.

Beſuche — gesellschaftliche Gebräuche — Einrichtung der Zimmer — Gespräche — Art die Zeit und die Entfernung der Oerter zu bestimmen — Neujahrs-Feste — Schauspiele — Singhäuser — Hahngefechte.

Die Tunkineſiſche Höflichkeit, verdankt ihren Urſprung grösstentheils den Moden von Sina, obgleich einige dem Lande eigene Abweichungen darin, sonderlich unter dem gemeinen Volk angetroffen werden, bey dem sich immer der Abdruck alter Gewohnheiten beſſer als unter den Groſſen erhält.

Es

So können die Weiber von niedrigem Stande nach ihrem Gefallen ausgehn, und ihre Angelegenheiten besorgen, aber die Weiber der Mandarine und anderer Personen von Range, bleiben, wie in Sina, eingesperrt. Unterdessen werden sowol die einen als die andern eben nicht für sehr spröde ausgeschrien; sie überlassen sich den Fremden gegen einen sehr mäßigen Preiß und verheyrathen sich mit ihnen auf eine bestimmte Zeit. Sie wählen sich einen Mann nach ihrem Geschmack, da hingegen die Sineserinnen heyrathen, ohne ihren zukünftigen Mann zu kennen.

Alle Besuche geschehen des Morgens. Es wäre wider die Höflichkeit, wenn man in ein vornehmes Haus, zur Tischzeit käme, man müßte denn zu Gaste gebeten seyn. Die Grossen selbst begeben sich sehr frühe nach Hof, bleiben da bis acht Uhr, verrichten ihren Dienst, und kehren alsdenn wieder in ihre Häuser zurück, wo sie sich mit ihren häuslichen Angelegenheiten beschäftigen. Die Zeit, die bis zum Essen übrig bleibt, bringen sie für sich und in Ruhe hin; damit ihnen die Mahlzeit desto besser bekomme.

Die Prinzen, die Groß-Mandarine, und andere Personen von ihrem Range, sitzen, wenn sie ausgehn, auf Elephanten, in reichen Palankinen, und werden von einer grossen Anzahl Bedienten und Soldaten umgeben. Die Zahl dieses Gefolges wird durch den Rang oder die Würde bestimmt. Die Mandarine von niedrigerm Stande reiten zu Pferde, und werden nie von mehr als zehn Personen

ſonen begleitet; ſelten aber haben ſie auch wenige um ſich, denn das Gefolge macht hier einen groſſen Theil ihrer Pracht aus, und iſt ein Zeichen ihrer Würde und Gröſſe. Ihre Art, Fremde, Verwandte oder Freunde zu empfangen, nähert ſich der Sineſer ihrer. Die Frauenzimmer werden nicht immer zum Geſpräch zugelaſſen, und eſſen nicht mit den Mannesperſonen; unterdeſſen ſind ſie zugegen, und empfangen und erwiedern die Höflichkeiten der Complimente, die ihnen gemacht werden. In den Sälen, wo man den Beſuch annimmt, ſind keine Meublen. Nach den gewöhnlichen Ceremonien, Begrüſſungen, und Reverenzen, die ſich immer nach dem Rang der Perſonen richten, mit welchen man zu thun hat, ſezt man ſich, mit kreutzweiſen Füſſen, nach orientaliſcher Manier, auf die Eſtraden die ums Zimmer gehn, und mit Matten belegt ſind. Die Säle der groſſen, haben verſchiedene Alkoven, worinn man ſitzt. Der Unterſchied des Rangs wird durch die Höhe der Plätze bemerkt. Auch hier beſteht das ganze Geräthe in Matten. Von Teppichen und Kiſſen, weiß man ſelbſt bey Hofe nichts. Die Betten ſind ebenfalls Matten, mit einer Art Kopfkiſſen, das von Schilf oder Rohr gemacht iſt.

Sobald man ſich geſetzt hat, werden Betel und andere Erfriſchungen gebracht; dies geſchieht aber nur bey ſeines Gleichen, denn wenn der Beſuchende von einem höhern Range iſt, ſo muß man ſich wohl hüten, ihm die geringſte Erfriſchung, ſogar Betel, anzubieten, es wäre denn, daß

daß er dem Herrn vom Hause, die Ehre erwieſe, dergleichen zu fodern. Die groſſen Herrn pflegen ſich ihr Waſſer und ihren Betel allenthalben nachtragen zu laſſen. Gewöhnlich ſind die Büchſen, in welchen er ſich befindet, von rothen oder ſchwarzen Lack. Die Prinzen und Fürſtinnen haben welche von Gold, mit Schildkröt und Edelgeſteinen verziert, ohngeachtet man ſonſt in dieſem Lande wenig aus den Diamanten, Schmaragden, Rubinen, und andern koſtbaren Steinen macht, die in Handel und Wandel, und ſelbſt nicht in Vermögens-Anſchlag, in gar keinen bekannten Werth ſtehn.

Die Tunkineſer finden, wie die mehreſten Morgenländer, keinen Geſchmack an dem, was unter die ausgeſuchteſten Seltenheiten gehört, die Neugier reizt, oder einen, durch Kenntniß der ſchönen Künſte und eine ſorgfältige Erziehung ausgebildeten Geiſt, vorausſetzt. Sie treiben die Sinnlichkeit auf den höchſten Grad. Die Wärme des Klima's, das ſie entnervt, die Fruchtbarkeit des Bodens den ſie bewohnen, die Temperatur der Luft, die herrlichen Gaben der Natur, deren ſie ohne Mühe genieſſen, alles dieſes macht ſie gemeiniglich unfähig, ſich zu jenen männlichen Tugenden, zu jener natürlichen Stärke zu erheben, die das Antheil kälterer und undankbarerer Himmelsſtriche zu ſeyn ſcheint. Sie ſind an den Deſpotiſmus gewöhnt, und kennten ſie auch die Vortheile eines Regiments, das der Freiheit günſtiger wäre, ſo würden ſie doch nicht im

Stande

Stand seyn, sie sich zu verschaffen. Zwar von Zeit zu Zeit treten einige kühne Geister unter ihnen auf, und versuchen Revolutionen, an denen das Volk wegen der versprochenen Vortheile Theil nimmt, allein es läuft am Ende immer da hinaus, daß der Despotismus in alle seine Rechte wieder eingesetzt wird. Nach einigen Jahren der Zerrüttung und des Tumults, preist sich das Volk noch glücklich genug, wenn es ruhig unter sein altes Joch zurückkehren kann.

Man sündigt gegen die Ehrerbietung die man einem Vornehmen schuldig ist, wenn man ohne Geschenk vor ihm erscheint. Gewöhnlich opfert man Betel; erlangt man aber eine Gnade, so muß das Geschenk beträchtlicher seyn. Die Grossen bekommen sehr viel geschenkt, und geben wenig oder nichts wieder Als die Obern der französischen Mission bey einer Audienz dem Könige sehr ansehnliche Präsente an europäischen Waaren und Kunstwerken machten, bekamen sie zum Gegengeschenk einen Ochsen. Man schliesse von diesem Beyspiel auf die Freygebigkeit der Mandarine!

Bey den Unterredungen und Besuchen müssen alle traurige Gegenstände verbannt, und jedem Gespräch ein Anstrich und Wendung von Munterkeit gegeben werden, die der natürliche Karakter der Einwohner zu seyn scheint. Aus diesem Grunde besuchen sie selten Kranke, und benachrichtigen, auf dem Todbette, selbst ihre nächsten Anverwandte nicht, wie gefährlich es mit ihnen

nen ſteht, weil eine ſolche Erinnerung eine Beleidigung ſeyn würde. Die meiſten ſterben auch daher, ohne das nöthige wegen ihrer Verlaſſenſchaft angeordnet zu haben, welches bey denen, die keine Kinder haben, zu ewigen Proceſſen Anlaß giebt.

Wenn man ſich begegnet, ſo frägt man nicht, wie man ſich befinde?, ſondern wo man geweſen ſey und was man gethan habe? Sieht man an jemands Ausſehn, daß er nicht wohl iſt, ſo erkundigt man ſich nicht ob er krank ſey, ſondern wie viele Taſſen Reiß er bey jeder Mahlzeit zu ſich nehme, und ob er Appetit habe, oder nicht? der Geringere erſcheint allezeit mit bloſſem Haupte vor dem Obern, und wer vom Könige einen Befehl empfängt, es ſey ſchriftlich oder mündlich, kann ihn nicht leſen oder anhören, ehe er nicht ſeine Mütze und ſeinen Rock abgelegt hat.

In Tunkin kennt man keine Uhren, noch Meilen, alle Wege meſſen ſich nach ohngefehren Ueberſchlag. Man theilt bloß den Tag in drey Theile, Morgen, Mittag, und Abend, und beſtimmt aufs Gerathewohl die Hälfte des Morgens und Abends. Man kennt hier die ſineſiſchen Stunden, richtet ſich aber nicht nach ihrem Gebrauch. Die Nacht wird in fünf Wachen eingetheilt, die im ganzen Königreiche überein gezählt und angenommen werden. Bey den Mandarinen bedient man ſich der mohriſchen Uhren. Es ſind kupferne Kugeln, die man in ein, mit Waſſer angefülltes, Becken thut; jede

Kugel

Kugel hat in der Mitte ein kleines Loch, wo das Wasser eindringt, bis endlich die Kugel angefüllt wird, und zu Boden sinkt; dieses bezeichnet die Stunde oder Nachtwache. Sobald die Kugel fällt, wird durch den Schlag auf eine kupferne Platte, angezeigt, daß eine Wache vorbey sey, und eine andere anfange; zu gleicher Zeit rührt man auch die Trommel mit grossem Geräusche und dieses dauert die ganze Nacht durch. Die Tunkineser kennen weder unsre Sack- noch Schlaguhren. Sie rechnen die Entfernung der Oerter nach ganzen und halben Tagreisen. Nähere Entfernungen werden nach Augenmerken, ohne ein gewisses Maas bestimmt; in einem Lande, das so von Kanälen, Flüssen und Morästen durchschnitten ist, wie dieses, muß man aber oft sehr grosse Umschweife machen, ehe man von einem Ort zum andern gelangen kann, wenn gleich beyde im Grunde gar nicht weit von einander liegen.

Jeder Flecken hat eine Hauptwache, wo die Einwohner den Dienst nach der Reihe versehen; die Befehle des Königs laufen auf diese Art schnell durch das ganze Königreich, denn sie müssen ohne Verzug weiter befördert werden. Diese Arten von Wachen und Bothen, kosten dem Staate nichts; sie verhindern sogar gewissermassen die Streifereyen der Spitzbuben und Räuber, wovon das Land wimmelt, weil es verboten ist bey Nacht zu reisen. Wenn eine dringende Angelegenheit jemanden dazu nöthigt, so muß er Feuer bey sich führen, und sich zu erkennen geben

ben, sonst wird er in Verhaft genommen. Das Jahr der Tunkineser besteht aus vollen oder nicht vollen Mond-Monaten. Um mit dem Lauf der Sonne wieder überein zu stimmen, schiebt man von Zeit zu Zeit Monathe ein, und hat Jahre von dreizehn Monaten. Die königlichen Mathematiker, die so unwissend als möglich sind, haben das Amt diese Jahre zu reguliren. Sie sagen die Sonnen- und Mondfinsternisse, nach Muthmassungen, vorher, und irren sie sich oder geben sie falsch an, so bekommen sie Schläge mit Strohhämmern auf die Knie, eine Strafe die mehr schimpflich als schmerzhaft ist. Um ihr desto sicherer zu entgehn, lassen sie oft die Finsternisse in ihren Kalendern gar weg. Ehe die Europäer nach Tunkin kamen, war auch hier das Mährchen mit dem Drachen der den Mond verschlingen will, die Erklärung der Finsternisse, und das Volk gebehrdete sich eben so dabey, wie in dem übrigen Indien. Von diesen Mathematikern hängt auch die Bestimmung des Anfangs des neuen Jahres ab: es fängt sich nicht immer zu einerley Zeit an. Einige zählen das neue Jahr vom 25sten Tag des letztern Monds, weil alsdenn das grosse Staatssiegel auf einen ganzen Monath eingeschlossen wird. Während dieser Zeit steht der Gang der Gesetze stille, und alle Gerichtshöfe sind ledig; die Schuldner können nicht belangt werden, und leichte Verbrechen wie z. E. Zänkereyen, Schlägereyen, und die Diebstähle bleiben ungestraft. Die Bestrafung gröberer Verbrechen wird sogar bis auf eine andre Zeit aufgeschoben, doch braucht man die

Vor-

Vorsicht, die Schuldigen gefangen zu nehmen, und ihnen den Kopf zu scheeren, um sie, wenn sie entwischen sollten, desto eher zu erkennen. Es ist dieses ein sehr alter Gebrauch in der Nation, und darum eingeführt, daß jeder mit desto leichterm Herzen, sich den Freuden überlassen könne, welche die ersten Tage eines jeden Jahres bezeichnen.

Diese Neujahrs-Feste dauern dreyßig Tage, und werden unter unaufhörlichen Ergötzlichkeiten, Freudenmahlen und Besuchen zugebracht. Man macht sich wechselsweise Geschenke, und für die Personen die ein Amt bekleiden, sonderlich für die Mandarine, und für die Bonzen und Schullehrer, ist dieses eine sehr einträgliche Zeit; sogar die Mißionarien finden ihre Rechnung bey den Geschenken, womit sie alsdenn von den Neubekehrten überhäuft werden. Alle Arten von Zeitvertreiben und Lustbarkeiten kommen da zusammen. Ueberall ertönt der Schall der Instrumente; an den Gassenecken werden Gerüste gebaut, worauf man Possenspiele vor dem Pöbel aufführt, und die ganze Nation schmauft und ißt frölich. Der ärmste Tunkineser bewirthet seine Freunde, und sollte er auch hernach das ganze übrige Jahr betteln müssen.

Den ersten Tag des Festes geht niemand aus seinem Hause, aus Furcht, etwas zu sehn oder anzutreffen, das für ihn von schlimmer Vorbedeutung für das angetretene Jahr seyn könne; man schließt sogar die Thüren zu, um desto sicherer zu seyn. Den zweyten Tag besucht jedermann seine Freunde, und wartet den

Obern

Obern auf. Zu gleicher Zeit nehmen die öffentlichen Feierlichkeiten ihren Anfang. Viele Tunkineser haben die grausame und verabscheuungswürdige Gewohnheit, jemanden in den ersten Tagen des Jahres umzubringen; dieses geht so weit, daß sie die Eßwaaren vergiften, die sie zu Markte tragen: Die Räuber legen sich in Hinterhalt, um einen Vorübergehenden zu tödten, und alle glauben, daß diese Mordthaten ihnen Glück bringen werden. Man hat häufige Exempel davon, aber bey der Unthätigkeit der Gesetze um diese Zeit werden selten diese Abscheulichkeiten eines blinden Aberglaubens gerügt.

Tanz und Gesang machen den größten und liebsten Theil dieser Neujahrsfeste aus, wie überhaupt bey allen Lustbarkeiten der Tunkineser. Man überläßt sich ihnen gewöhnlich des Abends, und weiht ihnen oft die ganze Nacht. Die Mandarine haben besondere Säle dazu, die auch gemeiniglich dem Publikum offen stehn. In den Aldeen und Dörfern giebt es Singhäuser; so nennt man die öffentlichen Säle, wo die Einwohner an festlichen Tagen zusammen kommen. Hier genieſſen sie des Vergnügens eines Schauspiels, das eben nicht viele Zubereitungen erfordert. Die Schauspieler sind gewöhnlich auf Eine Nacht gedingt, und vier oder fünf Personen stark. Sie sind wunderlich gekleidet und mischen in ihre Gesänge oder Erzählungen, die fast immer das Lob der Könige oder der groſſen Männer der Nation zum Gegenstand haben, verschiedene Liederchen, die sich auf eine verliebte Geschichte

ſchichte oder eine andere Begebenheit beziehen, die den Kanton intereſſirt: ſie machen den fürnehmſten Theil dieſer Schauſpiele aus, und werden nach den Melodien von fünf oder ſechs Arien geträllert. In den Zwiſchenakten führen Frauenzimmer Tänze auf: ſie ſingen auch, und werden oft von einer Art Harlekin unterbrochen, welcher der Luſtigmacher des Trupps iſt, und die Geſellſchaft durch ſeine komiſche Stellungen und Spaſſe zum Lachen zu bringen ſucht. Ihre Ton-Inſtrumente beſtehen aus Trompeten, kupfernen Paucken, Hautbois, Zithern, und verſchiedenen Arten von Violinen. Die Frauenzimmer beſitzen viel Geſchicklichkeit und Leichtigkeit, auf dem Seil zu tanzen. Einige thun es mit vieler Anmuth. Eine andere Art von Tanz beſchäftigt die Aufmerkſamkeit des Pöbels. Ein Frauenzimmer trägt auf dem Kopfe ein Becken, das mit einer Menge kleiner, brennender Lampen, angefüllt iſt: ſie tanzt, und bewegt ſich mit groſſer Heftigkeit, geht hin und her, ſpringt, und das alles nach der Muſik, ohne etwas von dem Oel der Lampen zu verſchütten; dieſer Tanz dauert beinahe eine halbe Stunde. Die Schauſpieler bekommen für jede Vorſtellung einen Reichsthaler, aber freygebige Zuſchauer, wenn ſie mit den Talenten des Schauſpielers zufrieden waren, fügen noch einige Geſchenke hinzu.

Die Hahngefechte gehören auch unter die kunkineſiſchen Luſtbarkeiten, ſonderlich am Hofe. Der König läßt ſeine Hähne, durch eigene, dazu beſtellte, Bediente futtern und warten: ſie tragen

faſt

faſt allezeit den Sieg davon, aber die Hofleute wetten immer gegen ſie. Es iſt dies eine Art den Hof zu machen, die ſie zwar ruinirt, die ſie aber mitmachen müſſen, wenn ſie vom *) Könige einen gnädigen Blick bekommen wollen. Für die übrige Nation werden dieſe Wetten, wie in vielen andern Ländern, durch die beträchtlichen Verluſte und Gewinne die ſie verurſachen, zu einem ſehr intereſſanten Gegenſtand.

Die Fiſcherey iſt ebenfalls ein Vergnügen, das allen Ständen gemein iſt. Die groſſe Anzahl Flüſſe, Kanäle und Seen, bietet es allenthalben dar, und für ein ſo müßiges und träges Volk iſt es immer ein ſehr nützlicher Zeitvertreib; denn indem es ſich ergötzt, arbeitet es auch zugleich für ſeinen Unterhalt ꝛc. Im Ganzen genommen iſt das männliche Geſchlecht in Tunkin feig und faul. Die beſten unter ihnen, würden bloß an die Befriedigung ihrer Leckerey denken, wenn ſie nicht die Noth zur Arbeit zwänge; nur Leidenſchaften, und zwar Leidenſchaften die immer der Geſellſchaft ſchaden, ſind in Stande ſie aus dieſer Schlafſucht zu reiſſen. Das ſchöne Geſchlecht iſt ganz anders geſinnt: ſeinen entſchiedenen Hang zu Mannsperſonen bey Seite geſetzt, iſt es weit arbeitſamer und hochachtungswürdiger, und zeigt oft mehr Muth und Fleiß, als das andere Geſchlecht.

6.

*) König, bedeutet immer, den Chava, den die Europäer Könia, und den Dara, oder das Schattenbild der oberſten Würde, Kayſer zu nennen pflegen. A. d. U.

6.

Nahrungsmittel und Speisen der Tunkineser — Art sie zuzurichten — Getränke und Weine des Landes — Gebräuche bey Tische.

Der in Wasser gekochte Reiß, ist für die Tunkineser, was uns das Brodt ist. Die Armen und Landleute essen ihn flüßig, und fast auf die Art gekocht, wie man in gewissen französischen Provinzen die Grütze von Gerste oder andern Früchten macht: auf diese Weise essen sie weniger davon, und er nährt besser. Die Arbeiter in den Städten und wohlhabende Leute essen ihn trocken. Man kocht für jede Mahlzeit welchen, und verzehrt ihn warm. Da er ohne Salz oder andre Würze, und fast immer in Wasser zubereitet wird, so kann er nicht anders als sehr stark schmecken; deswegen bedient man sich stark gesalzener und anderer Speisen von auffallendem Geschmack: als z. E. des Balachans; (es giebt verschiedene Arten desselben und er vertritt die Stelle der Sardellen;) des gesalzenen Fisches; und einer Sorte von Salz, das aus gewöhnlichem Salze, einem kleinen gerösteten und gepulverten Korne von gutem Geschmacke, und gesalzenem Fischwasser besteht. Dies sind die Würzen und Zuthaten alle, die man in den Küchen der Reichen und Armen kennt. Unterdessen leben hier, wie überall, die erstern weit lockerer als die letztern. Obgleich überhaupt genommen, der Fisch in Tunkin gut ist, so giebt es doch eine Auswahl in seinen Sorten, so wie unter dem Federvieh und den See- und Fluß-

Vögeln

Vögeln. Das Land hat einen Ueberfluß daran, allein für das gemeine Volk ist es immer eine seltene Speise; seine gewöhnliche Nahrung besteht in Reiß, Gemüsen, und den gemeinsten kleinen Fischen.

Mit dem Balachan und Salzwasser wird ein grosses Gewerbe getrieben, wo es jedermann braucht, und man sich ihrer nur im äussersten Nothfall beraubt: sie kommen an alle Gerichte der Tunkineser. Den Balachan zu verfertigen füllt man grosse hölzerne Gefässe oder Wannen mit Fischen und Krabben an, man stoßt sie und thut, nach Proportion, Salz und Wasser dazu: man läßt das alles einen Monath oder sechs Wochen zusammen gähren, und rührt es täglich wohl durch. Ist diese Zeit vorbey und man will nur Salz-Wasser haben, so zieht man die Brühe ab, die von einer dunkelrothen Farbe ist, und füllt sie auf Gefässe; hat man aber Balachan verfertigen wollen, so thut man die Brühe sammt dem Bodensatz in irdne Töpfe, die so durch das ganze Königreich verführt werden.

Man ißt in diesem Lande alles, was in Lüften, im Wasser und auf der Erde lebt, und wächst, sogar oft giftige Thiere nicht ausgeschlossen. Die liebste Speise der Tunkineser ist rohes Fleisch von Fischen und Ochsen, und das Blut der Thiere, wie es aus den Adern kommt. Sie wissen es so gut und mit so fürtreflichen Brühen zuzurichten, daß schon der bloße Anblick Fremde zum kosten reizt, und sich sogar Europäer daran gewöhnt haben;

ben; man hält es für gesund und erfrischend. Schweinefleisch ist hier am allergemeinsten. Bey der grossen Anzahl von Gemüsen, Früchten, Wurzeln ꝛc. fällt ihre Nahrung weder kostbar noch schwer, und deswegen ziehen auch die ärmsten Leute welche von diesen Thieren auf; man sieht keinen von ihnen, der nicht ein Schwein, vermittelst eines kleinen, an seinem Ohre befestigten, Stricks, mit sich führen sollte. Die Fischer selbst, und alle bey den Kanälen und Flüssen beschäftigte Personen, haben welche in ihren Kähnen. Die kleine Fische, die man lebendig und in Tassen wo sie herumschwimmen, aufträgt, sind ein wahrer Leckerbissen. Unter die Zahl der übrigen Gerichte, die am meisten gesucht werden, gehören die Hunde, die Katzen, die Ratten, (gegen die jährlich eine allgemeine Jagd angestellt wird) das Elephanten- und Pferde-Fleisch, die Seidenwürmer, die Eyer gewisser Ameisen, die grossen weissen Würmer, die in alten Bäumen stecken, eine Art kleiner Honigfliegen, und die Kälber die todt zur Welt kommen: Die Tunkineser essen alles dieses mit der Haut; und ziehen sie nie von einem Fleische ab. Sie nutzen alles, sogar die Knochen, die am zartesten sind; denn sie verfertigen einen Teig und kleine Küsgelchen daraus. Faulheit, Nothdurft und Heißhunger zwingen sie, nichts verderben zu lassen, was zu ihrem Unterhalt dienen kann.

In der trocknen Jahreszeit wird das Land von Schwärmen Ungeziefer heimgesucht, das den Maykäfern gleicht. Das Volk sammelt davon

so

ſo viel als es kann, röſtets und pulveriſirts, und thuts zum Haut-Gout an die Speiſen. Man ißt in Tunkin keine Hünereyer, auſſer als Arzeney und in Krankheiten. Man hebt die gebrüteten für die Tafel des Königs und der Groſſen auf. Enten Gänſe- und andere Eyer aber, werden deſto mehr verbraucht. Man ißt weder Butter, noch Milch, noch Käſe, für dem man hier eine Art von Abſcheu hat; einige Tunkineſer, die nach Macao gebracht wurden, waren verſchiedene Tage krank, als ſie davon gegeſſen hatten. Man bedient ſich in den tunkineſiſchen Küchen wenig des Oels; man verfertigt es ſogar in ſehr geringer Quantität, obgleich die Ölivenbäume im Lande gut fortkommen. Bey reichen Perſonen thut man Schweinefett ans Eſſen; der gröſte Theil der Nation aber begnügt ſich an dem Salzwaſſer, das an alle Brühen kommt.

Auſſer der groſſen Anzahl Wurzeln und Gemüſe, giebt es auch eine Menge Bäume, von denen man das junge Laub, das Herz, und die zärteſten Zweige ißt. So vertritt das Mark vom Bambus die Stelle des ſchönen und groſſen Spargels, der ſehr dick, und zuweilen fünf bis ſechs Fuß lang iſt. Man trocknet ihn, und läßt ihn kochen wenn man davon eſſen will. Das Mark und Herz des Areca's hat einen fürtreflichen Geſchmack. Man verfertigt hier auch verſchiedenes Backwerk, das gewöhnlich gekocht oder geprügelt wird, wenn es von Mehl oder Reiß iſt. Unter andern kleine Brods, die bey dem

dem Brodem eines kochenden Topfes gar werden, und die man weich ißt; die Europäer röſten ſie, welches ſie noch weit leichter macht, und einen angenehmern Geſchmack giebt. Selten werden ſie von Weizen gemacht, denn man ſäet keinen in Tunkin, und das Mehl kommt aus Sina. Man hat in dieſem Lande weder Back-Oefen noch Mühlen, weil man den Gebrauch des Brods nicht kennt. Ein ſehr gemeines Eſſen, und das Hohe und Niedrige lieben, ſind eine Art Kuchen von Bohnen-Mehl, mit ſtarken Kräutern und Balachan zugerichtet. Sie werden auf verſchiedene Art gegeſſen: Man ſchneidet ſie entweder in Stücke, und läßt ſie Backen, oder man verzehrt ſie am Feuer getrocknet, und geräuchert, mit Schweinefett, und ſo ſchmecken ſie am beſten. Es ſoll eine ſehr geſunde Speiſe ſeyn, welches ohne Zweifel mit zu der ungeheuern Conſummirung beyträgt, die davon gemacht wird. Sie werden nicht um des Preiſſes wegen von den Reichen geſucht, denn ſie ſind nicht theuer; das Pfund, das eilf Unzen hat, koſtet nicht über einen Sol. Man verfertigt hier auch eine Art Pfannkuchen oder Waffeln von aufgelöſeten Thon, Zucker, und andern gewöhnlichen Zuthaten; eine Speiſe die nothwendig ſehr ungeſund ſeyn muß, nach der aber die Damen ſehr lüſtern ſind. Da der Zucker im Lande ſo gemein iſt, ſo macht man alle Sorten von Früchten, und ſogar Wurzeln ein: dieſe trocknen oder flüßigen Confituren ſind von keinem unebnen Geſchmack.

Man macht in Tunkin eben so viel als in Sina, und dem ganzen Orient, aus den kleinen Vogelnestern, die nicht allein unter die ausgesuchtesten Leckereyen gerechnet werden, sondern die man auch noch für ein Magenstärkendes, und stimulirendes Mittel hält. Diese Vogelnester kommen nur auf die Tafel des Königes, und weniger Grossen. Man löset sie auf, man macht Kraftbrühen davon, man vermischt sie mit andern Lieblings-Gerichten, und behauptet, daß sie alle Arten von Geschmack haben. Die Eingebohrnen von Sina und Tunkin, mögen vielleicht alle diese Tugenden an ihnen finden, aber für einige europäische Gaumen sind sie nicht so schmackhaft gewesen. Doch hat es auch wieder Europäer gegeben, die sie als eine der vorzüglichsten Speisen betrachten, die zwar an sich keinen bestimmten Geschmack hat, die sich aber mit allen Arten von Gerichten verträgt, und sie fürtreflich macht. Die kleinen Vögel Chim genannt, welche diese Nester bauen, hängen sie an Klippen, gegen die sich das Meer bricht. Aller Wahrscheinlichkeit nach bestehen sie aus dem verdickten Schaum des Meeres, den diese Vögel mit ihrem Schnabel auffassen, und dem Saft oder Harz des *) Calembac. Diese beyden, zusammen vermischte und verhärtete Materien formiren eine durchsichtige Substanz, die, wenn sie frisch

*) Der Calembac ist in Europa wenig bekannt; man sammelt ihn in den fast unzugänglichen Gebirgen von Cochinchina und der sinesischen Provinz Yeman, Er wird mit Gold in Japan und Sina aufgewogen.

frisch, weiß ist, und wenn man sie trocknet, das Mittel zwischen gelb und grün hält. Man findet diese Nester in grosser Anzahl eines aus andere geklebt, und ohngefehr wie unsre Schwalbennester aber weit kleiner, gestaltet. Wenn man sie verkauft, gleichen sie fast an Form und Grösse, der Hälfte einer eingemachten Citronen-Schaale. Sie werden in kleinen Kähnen eingesammelt, mit denen die Eingebohrnen zwischen diesen Klippen herumzufahren wissen. Der König von Cochinchina, (wo die meisten in dieser Gegend gefunden werden) hat sich in seinen Staaten den ausschlieslichen Handel davon, als der kostbarsten und gesuchtesten Waare seiner Länder, vorbehalten.

Das Küchengeräthe ist in Tunkin nicht zahlreich und wenig verschieden; es besteht aus Kochtöpfen, von verzinntem Kupfer, grossen und kleinen, ohne Füsse, und fast wie die unsrigen gestaltet; eisernen Pfannen, die aus Sina kommen, und breit aber nicht tief sind; und Schüsseln und Töpfen von gemeiner Erde. Man weiß hier nichts vom Braten. Im platten Lande wo es wenig Holz giebt, braucht das Volk Stroh zum kochen: es sammelts in grossen Haufen, und sichert's vor dem Regen und den Ueberschwemmungen.

gen. Dieses Harz tropft von Natur, aus dem Aloebaum, den man aber nicht mit der Pflanze dieses Namens, die ihres bittern und purgierenden Safts wegen in den Apotheken berühmt ist, verwechseln muß. Dem Calembac, danken diese Vogelnester allein ihre herrliche Eigenschaften

gen. Die Aeste von den Bäumen der Umzäunungen, und einige grosse getrocknete Wurzeln, diesen das Feuer zu unterhalten und ihm mehr Kraft zu geben. Vielleicht kommt von eben diesem Holzmangel die Gewohnheit des Volks her, gewisse, schwer zu kochende Speisen, roh zu essen.

Der gewöhnliche Trank des Volks, ist der inländische Thee, nicht der feine und schmackhafte Thee, den wir aus Sina nach Europa bekommen; der wächst nicht in Tunkin; sondern eine Art von groben Thee, Chiabang genannt, von herbem Geschmack, der aber sehr gut den Durst löscht. Er muß einige Stunden im Wasser kochen, und ist roth wie Blut. Da dieser Thee nicht häufig genug wächst, um das ganze Volk damit versehen zu können, so kocht man sich auch Thee von Blättern und Rinden, und sogar von Holz, wo ein Stück verschiedenemal, sieben bis acht Tage gekocht werden kann, und immer seine Eigenschaft beybehält. Dieser Trank verdirbet den Magen, weil er zu fressend ist, und die Verdauung zu sehr beschleunigt. Er ist von solcher Schärfe, daß sein zu häufiger Gebrauch die Krätze verursacht, ein Uebel, das, wie die Flechten, in Tunkin sehr gemein ist.

Die Grossen trinken sinesischen Thee, mehr aus air als Geschmack; denn sie haben einen andern, Chiaway, der aus den Knospen und Blüthen eines inländischen Baumes besteht, die ebenfalls gedürrt und dann gekocht werden: es ist ein angenehmer Trank; man trinkt ihn warm,

nicht

nicht sowohl des Nutzens als des Vergnügens wegen. Der Reißbrandtewein oder Arrack, ist in Europa bekannt genug, und ein ungesundes Getränk; den, der ihn im Uebermaasse genießt, liefert er auf der Stelle aus den Händen des Schlafs in die Hände des Todes. Der sinesische Wein, der durch die Gährung aus dem Reiß gezogen wird, ist von verschiednen Sorten. Derjenige den man den Mandarin-Wein nennt, ist sehr gut, und von gelber Farbe. Man läßt ihn lange auf grossen irdnen Gefässen gähren, und mischt einige gute Kräuter, und, wenn die Sage wahr ist, ein neugebohrnes Lamm darunter, das in eine Art flüßigen Teigs verwandelt worden. Ist dieser Wein hell, so zieht man ihn auf Flaschen die ohngefehr eine Pinte halten, und so kann er Jahrhunderte aufgehoben werden, ohne das geringste von seiner Güte zu verlieren. Er wird in Tunkin theuer bezahlt, wohin man ihn aus Sina bringt; er ist stark, von einem nicht sehr angenehmen Geschmack, und wird mehr von den Tatarn als Sinesern geliebt. Die Tunkineser trinken ihn nur an grossen Festen, und wenn sie recht hoch schmausen wollen. Mit dem gewöhnlichen Weine macht man wenige Umstände. Man verfertigt welchen in Tunkin zum Gebrauch des gemeinen Volks; er ist sehr wohlfeil, und heißt Wasserwein; weil zu acht Theilen Wasser nur zwey Theile Wein kommen. Man hält ihn übrigens mit Recht für sehr erfrischend. Der Reiß, aus welchen alle diese Weine und Geister gebraut werden, unters

ſcheidet ſich von dem Reiſſe den man ißt, und wird bloß zu dieſer Beſtimmung gebaut.

Alle dieſe Lebensmittel und Getränke, die wir eben beſchrieben haben, ſind auf den ordentlichen Märkten feil, die von fünf Tagen zu fünf Tagen gehalten werden.

Man ißt in Tunkin auf lackirten, runden oder viereckigten und nicht zu hohen Tiſchen, weil man mit kreutzweiſen Beinen ſitzt. Mehr als viere können nicht bequem an einem Tiſche ſitzen. Man trägt den Reiß in Taſſen, und die übrigen Gerichte in kleinen Schüſſeln auf, die der Unterſchale einer Thee-Taſſe gleichen. Das Tiſchgeſchirr richtet ſich nach dem Stande der Gäſte und den Umſtänden des Wirths: es iſt von ſineſiſchem oder japaniſchem Porcellan, oder von inländiſcher Fayence, und in gewiſſen Fällen, von lackirtem Holz. Bey der Sauberkeit dieſer Tiſche ſind die Tiſchtücher unnöthig, und man braucht eben ſo wenig Servietten, da man kein Gericht mit den Fingern berührt. Jedem werden dieſelben Speiſen beſonders in Schalen oder Taſſen aufgetragen, und ſtatt der Löffel oder Gabeln hat man kleine Stöcke von Elfenbein oder Ebenholz, mit Gold oder Silber geziert, oder auch bloß von hartem Holz, mit denen man die Speiſe in Mund bringt. Man hält die Taſſe mit dem Reiß in der linken Hand, man nähert ſie dem Munde, und hilft mit dem Stöckchen nach: eben ſo macht man es mit dem Fleiſche

sche, das zerschnitten auf die Tafel gebracht wird. Alles flüßige wird wie der Reiß geschlurft. Jedermann ißt mit Reinlichkeit, und berührt nichts mit der Hand als die Schaale, oder das Stöckchen. Diese Art zu essen scheint uns Anfangs unbequem, aber Gewohnheit macht alles leicht; ein Tunkineser würde eben so verlegen mit unsern Gabeln und Messern seyn, als wir mit seinen Stöckchen. Personen von Stande essen mit einem gewissen Anstande, und wie im Tackt. Die Stöckchen müssen mit Geschicklichkeit und sogar Zierlichkeit gehandhabt werden, und der Bissen muß in den Mund wie zu springen scheinen.

Da das gemeine Volk sehr gefräßig ist, so ist es auch mit nichts emsiger beschäftigt, als sich den Bauch so schnell als möglich zu stopfen. Es antwortet nicht einmal, wenn es auch noch so viel gefragt wird, und scheint zu fürchten, daß die Zeit, die es zum reden braucht, es um sein Vergnügen und um einem Mundvoll mehr bringen könnte. Die gemeinen Leute essen ungeheuer, aber sie trinken nicht in gleichem Maaß, selbst bey ihren Schmäusen, und selten schweifen sie in starken Getränken aus. Am Hof und unter den Soldaten, ist es das Gegentheil; der stärkste Trinker paßirt da für den besten Gesellschafter. Bey Gastereyen haben die Gäste die Freiheit, alles zu fodern was ihnen beliebt, und der Wirth sieht dieses noch dazu als eine besondre Gütigkeit von ihnen an. Am Ende der Mahlzeit präsentirt man in reichen Häusern, ein weisses oder gemaltes

baum-

baumwollenes Tuch, woran ſich die Gäſte die Finger trocknen.

Die Reichen und Groſſen thun drey Mahlzeiten des Tages, ohne noch eine kleine Collation während des Nachmittags, zu rechnen. Das gemeine Volk hat keine geſezte Stunden; es ißt wenn's ſeine Arbeit ihm verſtattet, und es was hat.

7.

Gemeine Krankheiten in Tunkin — Wund- und Arzney-Kunſt.

Jedes Klima, jede Gegend, hat Krankheiten die ihm eigen, und andere die ihm ganz fremd ſind, oder doch ſo ſelten, daß man ſie faſt gar nicht kennt. So weiß man in Tunkin nichts von Schlagflüſſen, Seitenſtechen und Peſt. Man trift ſehr wenige Lungenſüchtige, Bucklichte, oder andere Perſonen mit äuſſerlichen Leibes-Gebrechen, an. Taube und Blinde ſind ebenfalls was ſeltenes. Die Temperatur des Landes ſcheint hier den Werkzeugen der Sinne, ihre Eigenſchaften und Kräfte länger als in vielen andern bekannten Regionen zu erhalten. Die gemeinſten Krankheiten ſind, Fieber, rothe Ruhr, Gelbſucht, Pocken, und verſchiedene dem Lande eigene, die ihren Urſprung im Klima, der groſſen Hitze, oder den Speiſen, haben, und einige Temperamente ſtärker als andere angreifen.

Der Ausſatz iſt ein ſo gewöhnliches Uebel, daß man an verſchiedenen Orten, denen damit

Behaf-

Behafteten, eigene abgesonderte Plätze, zu ihrem Aufenthalt anweiset: sie sind von der Gesellschaft ausgeschlossen, und man kann sie ungestraft tödten, wenn sie in den Dörfern oder Städten sich antreffen lassen. Es ist eine entsetzliche Krankheit: Sie geht die Füsse und Hände an, so daß den armen Kranken zuletzt die Zähen und Finger weggefressen sind. Oft leben sie lange und pflanzen die Krankheit auf ihre Kinder fort; denn man ist gezwungen ihnen das Heyrathen zu gestatten, weil sie so hitziges und scharfes Blut haben, daß die Beraubung des Umgangs mit Weibern, sie rasend machen würde.

Der böse Wind, ist eine andere, uns unbekannte Krankheit. Dieser Wind, oder vielmehr eine kalte, mit lokalen Ausdünstungen beladene Luft, macht mit einmal das Blut erstarren, und tödtet einige Personen auf der Stelle; andere werden nur an einigen Gliedern gelähmt; am öftersten verzerrt es den Mund, und verdreht ihn wie in einem Anfalle von Schlagfluß. Ist der Anfall nur leicht, so bringt man sich durch Erwärmen wieder zurecht. Es giebt verschiedene specifische Mittel gegen dies Uebel, wenn sie bey Zeiten gebraucht werden.

Kindbetterinnen sind einer Revolution im Blute unterworfen, die sie in einem Augenblick erstickt, oder auf ihr ganzes Leben elend macht; gewöhnlich werden die davon Angegriffene unfruchtbar. Die Kinder sind gefährlichen Verstopfungen ausgesetzt, wodurch alle natürliche Ausleerungen

rungen gehemmt, und viele dem Tod überliefert werden. Man braucht Nabel-Pflaster von Coakroch und geröſteten Zwibeln dagegen, die ſchleunige Hülfe leiſten.

Die Aerzte und Wundärzte ſind im höchſten Grad unwiſſend, und heilen auf Gerathewohl; ſie wiſſen nichts vom Bau des menſchlichen Körpers, und ſeiner Beſchaffenheit, und ihre ganze Wiſſenſchaft ſchöpfen ſie aus ſineſiſchen Büchern, wo ſie die Arzneymittel, Kräuter und Wurzeln, die ſie bey ihren Kuren brauchen, kennen und zubereiten lernen. Sie nehmen den Sitz aller Krankheiten im Blute an, und achten nicht auf die Verſchiedenheit der Leibes-Beſchaffenheiten, und die Eigenſchaften der Säfte. Unterdeſſen beſitzen ſie einige alte mediciniſche Bücher, wo alle Theile des Körpers abgebildet ſind, welches wenigſtens beweiſet, das ſie vor dieſem einige Kenntniß von der Zergliederungs-Kunſt gehabt haben müſſen, wenn ſie ihnen auch gleich jezt mangelt, und ſie ſich eben ſo wenig aus dieſe Schriften machen. Die ſineſiſchen Aerzte werden den tunkineſiſchen weit vorgezogen; ſie verſtehn ſich ſehr gut auf den Puls, und verrichten oft glückliche Kuren durch ſeine Kenntniß; auch werden ſie ſehr geſucht, und kehren bereichert in ihr Vaterland zurück. Die Wundärzte wiſſen hier nicht wie Verrenkungen und Beinbrüche zu heilen ſind. Sie ſchlagen bloß gewiſſe Kräuter als Pflaſter, oder einen Teig aus pulveriſirten rohen Hüner-Knochen auf, das manchmal erſtaunliche Wirkung thut. Man läßt hier ſelten zu Ader, und anders als in Europa.

Man

Man läßt an der Stirne mit einem Fiſchknochen, der die Geſtalt unſrer Pferde-Lanzetten hat, und auf den man mit der Hand ſchlägt.

Das Hauptmittel in den meiſten Krankheiten, iſt das brennen. Ein recht dürres Baumblatt wird in einem Mörſel gerieben, und mit aufgelöſter ſineſiſcher Dinte, leicht befeuchtet. Man macht verſchiedene Stücke in der Gröſſe eines Lizard's daraus, die auf verſchiedene Oerter des Körpers gelegt, und mit Papier angezündet werden. Der Kranke hat eben ſo viele Gedult gegen den Schmerz, den dies Mittel verurſacht, als Vertrauen auf ſeine Wirkung. Das Schröpfen iſt ſehr gebräuchlich; es geſchieht auf dieſelbe Art wie in Europa, nur bedient man ſich ſtatt der gläſernen Schröpfköpfe, der Kalebaſſen. Klyſtire werden in keiner Krankheit gebraucht, und eben ſo wenig die eigentlichen Purganzen. Die Aerzte rühmen ſich, gewiſſe Kräuter zu kennen wo jedes ſeine Krankheit hebt, unterdeſſen mag die ſimple und anhaltende Diät, welche die Kranken von freyen Stücken beobachten und die ſich gröſtentheils auf flüßigem Reiß, einer ſehr geſunden und heilſamen Speiſe einſchränkt, mehr zu dem guten Erfolg der Kuren beytragen, als alle Verordnungen der Aerzte. Dieſe erlauben ihren Kranken von allem zu eſſen, nur Schweine- und Hünerfleiſch nicht: Entenfleiſch hingegen wird für ſehr erfriſchend, und für eine Art Fiſchſpeiſe gehalten, die allen Kranken ſogar vorgeſchrieben wird.

Das Waſſer in Tunkin iſt, überhaupt genommen, ungeſund, und verurſacht in der Heiſſen-

sens und Regen-Zeit, wo nicht Epidemien, doch empfindliche Beschwerden. Sonderlich findet man dieses in den Gebirgen und waldigen Gegenden, wenn das Laub fällt. Dieses Laub, das in den Quellen und Bächen fault, theilt ihrem Wasser eine sehr schädliche Eigenschaft mit, die beinahe für alle Tunkineser, die aus dem platten Lande ins Gebirge ziehen, betrübte Folgen hat. Man entgeht dieser Gefahr auf keine andere Weise, als wenn man die Wälder vor der Wiederkunft des Frühlings verläßt. Die Eingebohrnen dieser Gegenden, scheinen weniger davon zu leiden, ohngeachtet die meisten mit Knoten behaftet sind, und wegen der bösen Säfte die sich da zusammenziehn, gewöhnlich ein Bein dicker als das andere haben. Die von Dünsten schwere Luft, die man in diesen Wäldern athmet, kann auch etwas zu diesen Krankheiten beytragen. Missionarien und Fremde, welche in diese Gegenden reisen, haben alle Mühe sich des Schlafs zu erwehren. Sie mögen sich noch so sehr in Acht nehmen, selten kommen sie ohne Krankheit davon.

Mit der Sommerhitze stellen sich auch fast allezeit ansteckende Krankheiten ein, woran eine Menge Personen sterben: ganze Dörfer werden manchmal entvölkert. Es sterben mehr Mannspersonen als Frauenzimmer; denn der heftige Regen und die Hitze hindert die Mannspersonen ihren Geschäften nachzugehn, und in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit zu verharren; die Frauenzimmer hingegen bleiben immer mit denselben häuslichen Arbeiten beschäftige, und folglich auch

immer

immer in derſelben Bewegung. Gegen den Sep= tember hören die Krankheiten auf, die Luft än= dert ſich und wird geſünder, weil Dürre auf die Näſſe folgt. In dieſem Lande iſt der Winter die geſündeſte und angenehmſte Jahreszeit: man kann ihn mit den ſchönſten europäiſchen Frühlingen ver= gleichen: es regnet wenig, und friert niemals, ſelbſt bey der größten Entfernung der Sonne nicht.

Trez dieſer Krankheiten und dem ungeſun= den Sommer, findet man hier ſtärkere, und den Unbequemlichkeiten ihres Alters weniger ausge= ſezte, Greiſe, als in irgend einem Theil von Eu= ropa. Es iſt nichts ſeltenes welche an der Spitze von ſechszig oder achtzig Kindern und Kindeskindern zu erblicken, die alle von ihnen abſtammen, und die ihr Alter in einer glückli= chen Reiſe beſchlieſſen, der Frucht gleich, die vom Baum fiel, der ſie ernährt. Sie verlaſſen das Leben ohne Widerwillen; ſie leben in ihren Kin= dern wieder auf, und der Troſt in ihren Ar= men zu ſterben, raubt dem Tod alle ſeine Schre= cken. So verliſcht ihr Daſeyn, ohne von allen den traurigen Zurüſtungen, unnützen Klagen und verſtellten Thränen beunruhigt zu werden, die bey uns polizirten Völkern den armen Greiß um= ſtürmen, peinigen, und ihm nur einen Schritt fürchterlicher vorſpiegeln, den er nicht vermeiden kann. Dieſe glückliche Greiſe genieſſen dieſes Vortheils, als eine Belohnung des frugalen und arbeitſamen Lebens, das ſie geführt haben. Man trift ihrer aber mehr unter dem gemeinen Haufen, als unter Perſonen von Stande an.

8.

Leichenbegängniſſe — Zurüſtungen dazu — Ehrfurcht für die Todten.

Die Tunkineſer befolgen buchſtäblich bey ihren Todes-Feſten, eine Art von Ritual, das ſie urſprünglich aus Sina erhalten haben. Sie legen dabey jenen berühmten Spruch des Confu-tze zum Grunde; „diene den Todten wie den „Lebendigen!" oder; „habe für Abweſende gleiche „Achtung, wie für die Gegenwärtigen!"

Nach ihrer Meinung werden die Kinder, im Schooſe der Mutter, von den Seelen derjenigen Kinder belebt, die ſtarben, ehe ſie zur völligen Reife ihres Verſtandes gelangen konnten: aus den Seelen aller übrigen Menſchen hingegen, werden ſo viele Geiſter, in deren Macht es ſteht, böſes und gutes zu thun, und die beſtändig in der Irre umherwandern und allen Bedürfniſſen ausgeſetzt ſeyn würden, wenn ihre Familien ſie nicht unterſtützten, oder ſie ſich nicht ſelbſt, nach ihren eigenen Neigungen ihre Bedürfniſſe durch das Böſe oder Gute verſchafften, das in ihrem Willen ſteht. Sie laſſen ſich nicht darüber heraus, was aus dieſen Seelen wird, wenn die Hülfe ihrer Familien aufhört, oder wie lange dieſe Familien zu dieſer Hülfe verbunden ſind. Sie bleiben bey der Ueberzeugung, daß der Tod das gröſte Uebel iſt, das einem nach der Kindheit begegnen kann, und ſie

nehs

nehmen ſich ſorgfältig in Acht von Dingen zu ſprechen, die den mindeſten Bezug darauf haben könnten. Einem Menſchen merken laſſen, daß ſein letzter Augenblick nah ſey, würde hier, wie wir ſchon oben anmerkten, die größte Unhöflichkeit, und eine Art von Barbarey ſeyn.

Unterdeſſen beobachten ſie mit der ſkrupulöſeſten Genauigkeit, die Stunde und den Augenblick, wo jemand ſtirbt, und in dem Nu, wo ſie glauben, daß es mit ihm zu Ende geht, bedecken ſie ſein Geſicht mit einem Schnupftuche, und wickeln es, ſobald er den letzten Seufzer von ſich ſtieß, ſorgfältig zuſammen, weil, wie ſie wähnen, ſich ſeine Seele darin auffing. Fügt es ſich, daß er an demſelben Tage ſtirbt, wo ſein Vater, oder ſeine nächſten Verwandte geboren ſind, ſo wird dieſes für eine ſehr traurige Vorbedeutung für ſeine Erben und Abkömmlinge gehalten. Alsdenn begräbt man ihn nicht ehe, als bis man die Prieſter und Wahrſager des Landes befragt hat, welcher Tag der günſtigſte zu dieſer Ceremonie ſey, und am leichteſten das gedrohte Uebel abwenden könne? Es vergehn manchmal viele Monathe, ja viele Jahre, ehe dieſe Antwort erfolgt, und bis dahin bleibt der Sarg, auf vier Pfählen geſtellt, in einem, zu dieſem Gebrauche beſtimmten Orte des Hauſes, oder einer, beſonders dazu erbauten Hütte, verſchloſſen. Doch alles dieſes gilt nur von den Groſſen und Reichen, denen es hier, wie überall, mehr um das Leben zu thun iſt, als den

Gerin-

Geringern und Armen. Dieſe würden die Koſten eines ſo langen Aufſchubs nicht erſchwinden können; auch begraben ſie ihre Todten gleich die erſten zwölf oder vierzehn Tage. Denn je länger das Begräbniß aufgeſchoben wird, je mehr koſtet es den Weibern und Kindern des Verſtorbenen, und allen ſeinen Verwandten, die nicht allein das ihrige zu der Beſtreitung der Leichen-Koſten beytragen, ſondern auch noch täglich, zu beſtimmten Zeiten, öfters vor dem Leichnam niederfallen, und ihre Wehklagen anſtimmen müſſen; Pflichten die eben ſo ermüdend als unumgänglich ſind.

Die Reichen machen einen ungeheuern Aufwand bey den Begräbniſſen ihrer Todten. Um ihre Pracht recht auskramen zu können, ſchieben ſie ſolche wenigſtens drey Monathe auf, wenn keine von den obenerwähnten Urſachen ſie zwingt, es gar auf Jahre zu thun. Alte Leute pflegen ſich ihren Sarg ſelbſt machen zu laſſen. Sie laſſen ihn ſo koſtbar verfertigen, als es ihre Umſtände erlauben, und gebrauchen das theuerſte Holz und den ſchönſten Lack dazu. Man macht einen Unterſchied bey den Begräbniſſen, in den Geſchlechtern. Man zieht den Mannsperſonen ſieben, und dem Frauenzimmer neun ihrer beſten Kleider an. Um ſie vor Mangel in jener Welt zu bewahren, giebt man ihnen Gold- und Silbermünzen und kleine Perlen in den Mund. Der Sarg wird mit ſeidenen Stoffen ausgeſchlagen, und der Körper mit gegen den Himmel gerichte-

richteten Gesicht, hineingelegt, und der Kopf auf eine Art Teig befestigt, damit er unbeweglich bleibt. Das übrige im Sarg, wird mit dem schönsten Reiß angefüllt. Die Leichen ärmerer Personen werden beinahe auf dieselbe Art behandelt, nur daß man ihnen, statt des Goldes und Silbers, den Mund mit gemeinen und weniger kostbarern Dingen anfüllt, bloß in der Absicht, um sie durch diesen Zaum zu hindern, die Lebenden nachher zu plagen. Man macht hierauf den Sarg zu, doch bedient man sich keiner Nägel, um die verschiedenen Theile desselben aneinander zu befestigen; man würde dadurch die Leiche zu beschimpfen glauben; sondern man calfatert ihn mit einer Art Kitt, der sehr gut hält, und überzieht ihn mit Lack. Bey dieser Behandlung, ist es kein Wunder, wenn die Luft auf die Leiche nicht wirken, und man sie viele Jahre bey sich aufheben kann, ohne durch ihren Geruch inkommodirt zu werden. So lange sie im Hause bleibt, muß der älteste Sohn zu den Füssen des Sarges schlafen, und ihm ganze Thiere, oder, mit Speisen und Weyrauch reichlich besezte Tafeln opfern; eine Schuldigkeit, von der sich niemand ohne Sünde ausschliessen kann.

Am Tage des Begräbnisses versammeln sich die Verwandte und Freunde, in Trauerkleidung, das ist, in langen Röcken von grober, weisser, Baumwolle. Der Sohn, oder die Person, die das Leichenbegängniß anführt, erscheint mit einem Strick umgürtet, und statt der Müze mit einem Strohwisch auf dem Haupte, der es mehr um-

umwickelt als bedeckt: alle haben Stöcke in den Händen, auf die sie sich stützen, als wenn sie der Last ihres Schmerzens erliegen müßten. Die Weiber und Töchter haben den Kopf und das Gesicht mit einem Stück Leinwand verhüllt, so daß man sie nicht sehen kann; es verhindert aber nicht, daß man nicht ihr Geschrey und Wehklagen hören sollte. Die Leiche wird von zwanzig oder dreißig Personen, gravitätisch und langsam getragen: man giebt auf das genaueste Acht, daß sie nicht mehr auf die eine als die andre Seite hänge, und damit das Gleichgewicht desto besser beobachtet werde, setzt man oben auf die Baare, eine Schaale mit Wasser; ist, wie's gemeiniglich zu geschehen pflegt, nichts davon verschüttet, so betrachtet man es als ein gutes Zeichen, und beschenkt die Träger.

Die ganze Versammlung geht vor der Leiche her, oder folgt ihr nach: ein Ceremonien-Meister ordinirt die Kniebeugungen, das Niederfallen, das Wehklagen, das Seufzen, und auf sein Signal geschieht alles in größter Ordnung. Das Geschrey aller dieser Männer und Weiber, fängt mit einem Tempo an: die einen beklagen in ihm den Mann, die andern den Vater, und die mehresten den Verwandten, den Wohlthäter oder Freund: jeder richtet sein Lob nach den Eigenschaften ein, die er ihm beylegt; auf ein neues Zeichen schweigt alles wieder mit einmal stille, und man setzt den Zug in tiefem Schweigen fort. Von Zeit zu Zeit hält man inne, um zu opfern, und dieselbe Ceremonien von vorne anzufangen.

Wäh-

Während des Marsches, wirft sich der älteste Sohn von Zeit zu Zeit zur Erde, und läßt den Sarg über sich hingehn; diese Handlung wird für den größten Beweis der kindlichen Ehrfurcht gehalten, den man geben kann: wenn er wieder aufsteht, stößt er mit beyden Händen den Sarg zurück, als ob er seinen Vater zwingen wollte, wieder zu den Lebenden zurück zu kehren.

Vor dem Zug geht Musik her, und man trägt Fahnen, worauf verschiedenes zum Lobe des Verstorbenen geschrieben steht. Eins der fürnehmsten Stücke bey der ganzen Feyerlichkeit aber, ist das Schnupftuch, worinn man die Seele aufgefangen hat: man trägt es mit grosser Vorsicht bis an den Ort des Begräbnisses, und wieder zurück ins Haus, wo es auf eine kleine Tafel gelegt wird, die blos zu diesem Gebrauch bestimmt ist.

Bey dieser Ceremonie, opfern die Reichen allerhand Thiere, und sogar ganze Pallaste mit ihren Meubeln; alles dieses ist von Geldpapier gemacht, wovon man von Zeit zu Zeit eine gewisse Quantität verbrennt. Man betrachtet diese Opfer, als so viel Wechsel, die zum Besten des Verstorbenen ausgestellt werden, und vermittelst deren er in jener Welt alles bekommt, was er zu seinem Wohlbefinden nöthig hat. Ausser diesen Opfern werden auch noch eine Menge Tafeln aufgesetzt, die so überflüßig mit wirklichen Speisen und Lebensmitteln überladen sind, daß man Leitern haben muß, um hinan zu reichen: man

giebt ſie dem Pöbel Preiß, der dem Leichencon-duckt folgt. Iſt nun der Körper in ſeine Ruheſtätte gebracht, ſo kehrt die ganze Verſammlung ins Trauerhaus zurück, und die Feyerlichkeit endigt ſich durch einen groſſen Schmauß, wo zur Ehren des Todten, oft bis zum Berauſchen, getrunken wird. *)

Daß ſich alles dabey nach dem Stande und Vermögensumſtänden richtet, verſteht ſich von ſelber. Groſſe Herren haben verſchiedene Särge, einen auf dem andern, die unter reichen Himmeln getragen, und von Soldaten, und einer langen Reihe Mandarine begleitet werden, die bey dieſer Gelegenheit wetteyfern, den Todten eben die Ehre zu erweiſen, die ſie ſich einſt von ihren Familien getröſten. Die Kinder dürfen um ſo weniger bey ſolchen Trauerfällen ſparen, da ihr Ruf von dem Aufwande abhängt, den ſie dabey machen. Man wird für keinen guten Sohn gehalten, das doch in Tunkin wie in Sina die erſte aller Tugenden iſt, wenn man nicht zu der Beſtreitung des Leichenbegängniſſes ſeines Vaters oder Mutters, etwas von ſeinem Vermögen

*) Dieſe Schmäuſe bey Leichenbegängniſſen exiſtiren in ganz Europa, und nirgends ſtärker als in Deutſchland. Prevoſt erzählt von einigen ſpaniſchen Mönchen, die in der Hitze eines ſolchen Feſtes, viva el morto! ſchrien, und denen ihr Ritual ausdrücklich vorſchrieb, recht viel zu trinken, damit ſich der Todte deſto beſſer befinden möge: Itaque fratres largius compotandum, quia perfectius et plenius inde recreantur mortui.

mögen verkauft; ja viele verkaufen alles was ſie haben, um dieſe Pflicht deſto beſſer zu erfüllen.

Die Zeit der Trauer für Vater oder Mutter beträgt drey Jahre; der älteſte Sohn trauert noch drey Monathe länger. Man geht aſchgrau gekleidet, und in Mützen von Stroh. Während dieſer langen Zwiſchenzeit halten ſich die Kinder wenig in ihren gewöhnlichen Wohnzimmern auf; ſie ſchlafen auf der Erde, auf Matten; ſie ſchränken ſich auf die einfachſten Speiſen ein, und laſſen ſich in ſchlechten Geſchirren bedienen; ſie entſagen den ſtarken Getränken, wohnen keinem Feſte bey, und das Heyrathen iſt ihnen verboten; brächen ſie ſo ſtrenge Geſetze, ſo würden ſie ihr Recht der Erbfolge verlieren. Während der Trauerzeit begeht man jährlich viermal, im May, Junius, Julius und September, das Feſt der Todten. Das Opfer, das beym Verlauf der drey Jahre gebracht wird, iſt das prächtigſte von allen, und ſo koſtbar, daß oft das ganze Vermögen darauf geht.

Die Wahl des Ortes wo ſie begraben ſeyn wollen, beſchäftigt ſie lange vor ihrem Tode; und dieſe Wahl iſt ihnen nicht gleichgültig, da ſie überzeugt ſind, daß der Platz ihres Begräbniſſes, einen Einfluß auf das Glück oder Unglück ihrer Abkömmlinge haben kann. Nach ſeinem Tode an einem unbekannten Ort eingeſcharrt und das Grab mit Dornen und Steinen zugeworfen zu werden, wird für ärger als die härteſte Todesſtrafe gehalten. Die Plätze zu den Begräbniſſen ſind nicht, wie in Sina, ausdrück-

lich auf Bergen festgesetzt, sondern jeder hat in seiner Aldee, oder Geburts-Orte, ein Fleck zu seinem Grabe, das im Mittel irgend eines belaubten Feldes liegt. Man errichtet eine Hütte daselbst, und hackt jährlich die Erde rings herum auf, damit kein Graß da wachsen kann. Es ist bey Todesstrafe verboten die Gräber zu beunruhigen, da aber in der Länge die Todten den Lebendigen kaum so viel Platz überig lassen würden, wo sie wohnen, oder die Mittel zu ihrer Erhaltung anpflanzen könnten, so sind dieser Achtung Gränzen gesetzt. Einige Grossen, um ihr Andenken zu erhalten, lassen Gewölber bauen, worein man ihre Leichen setzt: es giebt sogar welche, die Tempel in dieser Absicht aufführen, und Leute besolden, die den Dienst darzu verrichten müssen: doch sind ihrer nur eine überaus kleine Anzahl, selbst unter den Vornehmen und Reichen. Die grosse Ehrfurcht für die Gräber, erstreckt sich nicht über die vorgeschriebene Trauerzeit, oder über drey Jahre: man nimmt nach deren Verlauf den Körper aus der Erde, und sammelt seine Gebeine in einem kleinen Sarg, den man anderswo einscharrt. Hat sich das Fleisch bis auf diese Zeit erhalten, so urtheilt man daraus, daß der Todte ein böser Mensch war, daß er die Lebenden plagte, und sich, auf ihre Kosten, in diesem frischen Zustande erhielt: ist aber das Fleisch völlig verzehrt, und es sind nichts als die blossen Knochen mehr übrig, so wird dies für ein gutes Zeichen, sowohl für die Ehre der Familie, als für das Andenken des Gestorbenen gehalten.

9.

Religions-Gebräuche in Tunkin — Sekte des Foe — Sekte des Lanzo oder der Zauberer — Sekte der Gelehrten — Philosophen.

Tunkin bekam den Stof seiner religiösen Gebräuche aus Sina, wie dieses seinen Götzendienst aus dem östlichen Indien. Es giebt also in Tunkin, wie in Sina, drey herrschende Religions-Meinungen, des Foe, des Lanzo und des Con-fu-tze.

Die Religion des Staats und des Volkes, ist der Götzen-Dienst, dessen ältester und bekanntester Ursprung auf Foe oder Thanphat zurückfällt, von dem seine Jünger folgendes erzählen.

Foe war der Sohn eines Königs von Indien, der, weil er den Tribut einem benachbarten Könige nicht bezahlt hatte, und sich auch nicht im Stande fand seiner Macht zu widerstehn, seinen Sohn Foe an den Hof des Gegners sandte, um dort um Frieden zu bitten, und Anstalten zu treffen, daß der Tribut in Zukunft richtiger bezahlt werden könnte. Foe oder Fu-hi besänftigte nicht allein den aufgebrachten Monarchen, sondern er wußte sich auch so beliebt bey ihm zu machen, daß er ihm seine Tochter zur Ehe gab. Foe reisete mit ihr an den Hof seines Vaters zurück, allein, statt ihm in seinen Regiments-Geschäften beyzustehn, und mit seiner jungen Gemahlin zu leben, verschwand er,

und

und floh in eine Wüste, wo sich zwey Geister seiner bemächtigten, und ihm eine so unendliche Anzahl von Gesetzen und Vorschriften lehreten, daß selbst die geschicktesten und eifrigsten seiner Schüler, eingestehn müssen, sie nicht alle zu kennen. Der Einsiedler Foe, wurde Gesetzgeber, warb sich einen Anhang, und verbreitete seine Religion von Indien aus, bis an das östliche Ende der Welt, wo sie noch, in verschiedenen, nur durch Gebräuche von einander abweichenden Sekten, blüht. Die Hauptlehren seiner Religion in Tunkin sind; daß es ein Wesen der Wesen, ein Erstes aller Dinge giebt: daß Foe zu verschiedenenmalen seine Gestalt verändert, und andere Körper angenommen hat; daß nach dem Todte ein Ort ist, wo die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden; (von welchem Ort jede Sekte sich eine, ihren eigenen Lehrsätzen gemässe, Vorstellung macht) daß ein Mensch verschiedene Seelen hat; und daß diese Seelen aus einem Körper in den andern, aus einem Thiere in einen Menschen, und so umgekehrt, wandern. Uebrigens schreibt diese Religion, Fasten und Kasteyungen die Menge vor.

Die Sinesischen Geschichtbücher unterhalten uns mit einem Mährchen, wie die Lehre des Foe sich im Orient ausbreitete.

Ein Kayser sah im Traum einen Mann von ausserordentlicher Grösse, der ihm befahl, das Gesetz des grossen Abendlandes aufzusuchen, und anzunehmen. Er wollte Anfangs selbst dahin

hin reisen, allein auf die Bitten und Vorstellungen seiner Räthe, blieb er am Ruder seines Reichs, und trug es blos einigen Herren seines Hofes auf. Die Sineser schifften sich ein, und nach einer langen Schiffarth, beschlossen sie an das erste Land anzufahren, das sie entdecken würden; dieses Land war Indien, das sie, seitdem sie Europa kennen, das kleine und Europa, das grosse Abendland nennen. Die Missionarien (und unter diesen unser Verfasser) nehmen es unterdessen diesen Sinesern sehr übel, daß ihnen die Zeit zu lang wurde, und sie nicht bis Europa schifften, da doch das grosse Gespenst augenscheinlich keine andere als die christliche Religion andeuten wollte.

Sobald die sinesischen Abgesandten ans Land gestiegen waren, zogen sie die genaueste Kundschaft von seiner Religion ein, und nahmen einige Bonzen und Brauminen mit, um die neue Lehre in ihrem Vaterlande fortzupflanzen. Der Kayser empfing sie auf das ehrenvolleste, und führte, unter ihrer Anleitung, die Religion des Foe, in dem ganzen Bezirk seiner Herrschaft ein. Er verbot Thiere zu tödten, und befahl Tempel und Gebethäuser von halber Meile zu halber Meile zu bauen, er ließ sogar in seiner Residenz einen hohen Thurm aufrichten, der besonders zum Dienst der neuen Religion gewidmet war. Dieser Thurm, wie die Sekte der Gelehrten erzählt, wurde verschiedenemal vom Blitz niedergeworfen: sie setzen sogar hinzu, daß der Kayser der diesen neuen Dienst einsetzte, und

alle

alle ſeine Nachfolger, die ihm darinn nachahmten, in groſſes Unglück, mit ihren Unterthanen kamen. Unterdeſſen hat die Lehre des Foe groſſen Fortgang in Sina gewonnen, uud ſich immèr unter dem Volk erhalten, ob ſie gleich nicht die Religion des Staats iſt, und von den Kayſern, bey ihrer Throngelangung, als eine fremde Religion unterſagt wird. Doch, trotz ihres eigenen Verbots, bauen dieſe Fürſten, ſelbſt in den Ringmauern ihrer Palläſte, Tempel für die Götzen, und in ihren Staaten, Klöſter für die Bonzen: ohne Zweifel, aus Gefälligkeit für die Damen des Pallaſtes, die dieſer Lehre ergeben ſind, und aus politiſchen Abſichten, um ſich bey dem Volke beliebt zu machen, das faſt durchgängig ſich zu dieſer Sekte bekennt. In Tunkin aber kann die Religion des Foe, als die Religion des Staats angeſehn werden, da der Chova, oder der General des Reichs, in deſſen Händen die ganze Macht deſſelben ruht, ſich eine Ehre daraus macht, ſie zu unterſtützen: der Dova hingegen, oder derjenige, der bloß den Titel eines Kayſers, aber ohne deſſen Gewalt führt, das Oberhaupt der Sekte der Gelehrten iſt. In jedem Flecken oder *Xa*, muß ein Götzentempel ſtehn: die Pracht dieſer Gebäude richtet ſich nach dem Reichthum des Ortes oder Landes. Im Ganzen genommen, ſehen ſie nicht zum beſten aus, und gleichen einer Art Pavillon, die von allen Seiten offen ſind, und in denen man einige aufgehängte, oder auf Tafeln geſtellte, Götzenbilder, ohne weitern Zierrath ſieht. Jeder von dieſen Tempeln hat ſeinen Hüter, der von den

Ein-

Einkünften und Ländereyen lebt, die zu dem Hauſe des Götzenbilds gehören, dem er dient: jeder Privatmann iſt gehalten, ihm monatlich eine gewiſſe Quantität Reiß, und eine kleine Geldſumme zu geben.

Die vornehmſten Tempel ſind anſehnlicher und ſchöner gebaut; einige haben Glocken- und andre Thürme, ihre beträchtlichen Stiftungen, reichen zum Unterhalt der verſchiedenen Orden von Bonzen und Geiſtlichen hin, die zuſammen leben, und ein Kleid, wie die Einwohner des Landes, von graulich weiſſer Farbe tragen. Sie dürfen nichts eſſen das Athem gehabt hat, und keinen Wein oder ein anderes berauſchendes Getränke trinken; ſie enthalten ſich der Zwiebeln, und einer jeden Wurzel oder Pflanze von ſtarken Geruch; ſie ſagen, zuſammen und zu beſtimmten Stunden, Gebeter in einer Sprache her, die ſie kaum verſtehen: ihr Oberhaupt oder Vorſteher, muß ein graduirter Gelehrter ſeyn: ſie verrichten keine Opferspriester-Dienſte; ihr Amt iſt der Pagoden zu warten, und die Arzneykunſt unter dem Volke zu treiben. Die meiſten leben von dem Allmoſen, das man ihnen giebt. Es giebt auch Bonzinnen die in Klöſtern eingeſchloſſen leben, und nicht ehe herauskommen, als wenn ſie bey den Leichenbegängniſſen Muſik machen müſſen: ſie ſtehen eben nicht in dem größten Ruf der Keuſchheit.

Unterdeſſen giebt es bey weiten nicht ſo viele dieſer Geiſtlichen beyderley Geſchlechts, in

Tun-

Tunkin als in Sina; auch spürt man nicht, daß sie dem Volke zur Last sind, oder seiner Leichtgläubigkeit misbrauchen, um Allmosen von ihm zu erpressen. Der Karakter aller dieser Bonzen ist menschenfreundlich, und sie sind weder intolerant noch Verfolger; sie haben keinen Haß gegen die Religion der Christen, und billigen nicht daß man die beunruhigt oder straft, die sich dazu bekennen. Sie behaupten, daß Foe und Jesus Brüder waren, jener der erste, und dieser der jüngste; und daß Jesus, weil er sich aus Ehrgeitz über seinen ältern Bruder erheben wollte, auf seinen Befehl ans Kreutz geschlagen wurde. Demohngeachtet aber sey es wohlgethan ihn zu verehren, nur müsse Foe's Dienst nicht darunter leiden.

Man findet in Tunkin keine Einsiedler unter den Bonzen wie in Sina. Die Ideen der Tunkineser nehmen in Religions-Angelegenheiten, (zu ihrem Glück) eben nicht den höchsten Schwung; und sie schicken sich überhaupt sehr schlecht zu den Fasten und dem Gelübde der Enthaltsamkeit dieser Klausner. Einige versuchten es zwar das Volk zu betrügen, indem sie äusserlich auf das strengste fasteten, und heimlich herrlich und in Freuden lebten, allein ihre Taschenspielereyen wurden entdeckt, und sie mit der Schande überhäuft, die sie mit so grossem Recht verdient hatten.

Zur Feyer der Götzen-Feste, selbst der fürnehmsten, ist kein bestimmter Tag im Jahre festgesetzt,

geſetzt, gemeiniglich aber pflegen die Umgänge und Opfer im fünften Monde gehalten zu werden. Die Andächtler beſuchen die Tempel den erſten und funfzehnten Tag des Mondes; ſie machen den Bonzen und Hütern der Pagode Geſchenke, und hernach wird das Götzenbild umhergeführt, wobey alle Manns- und Weibsperſonen eines jeden Dorfes, ihm in ihren ſchönſten Kleidern, das Geleite geben müſſen. Einer der letzten Könige, ſtellte, theils zu ſeinem Vergnügen, theils zu Ehren der Götzen, von Zeit zu Zeit ſolche Aufzüge in der mittäglichen Provinz an, wozu jedes Dorf eine Anzahl überein gekleideter Männer und Weiber geben mußte; es war ein ziemlich regelmäßiges Schauſpiel. Eben dieſe Ceremonien werden auch in der Königsſtadt vorgenommen. Von Zeit zu Zeit geſchehn allenthalben feyerliche Umgänge zu Ehren der Geiſter und Manen: allein ſo nöthig auch immer dieſe Feſte denen ſcheinen mögen, die ſie anbefohlen, ſo zwingen ſie doch niemals, die gewöhnlichen Feld-Arbeiten zu unterbrechen. Ein groſſer Zug von der Weisheit des Geſetzgebers!

Der Chova der vor ohngefehr vierzig Jahren regierete, war gewiſſen Anwandlungen von Andacht unterworfen, die ihn zwangen, beſtändig in ſeinem Pallaſt einen Haufen Bonzen zu unterhalten, die nach ihrer Art faſteten, und verſchiedene Ceremonien zu Ehren ihrer Götzen verrichteten. Sie muſten, auf ſeinen Befehl, die Stadt reinigen, und ſie mit einer Art Weihwaſſer beſprengen. Einige dieſer Bonzen, die den

Gebräu-

Gebräuchen der katholischen Religion, bey den Mißionarien beygewohnt hatten, fanden die ihrigen zu einfach und plump; sie ahmten also jenen in verschiedenen Stücken zumal im äusserlichen Pomp nach. Sie bekleideten sich bey ihren Verrichtungen mit einer Art Tunicken und mit köstlichen Stoffen, als ihre gewöhnlichen Kleider, die sie Gnaden-Kleider nannten; sie hatten sogar in einigen Pagoden die Kerzen eingeführt. Das Götzen-Feuer besteht in Opfern, Ringkämpfen, Schauspielen, und Schmäusen. An dem bestimmten Tage werden Preisse für die Ringer ausgesetzt; die Kämpfer ziehen sich aus, und umgürten sich die Lenden, mit einem ganzen Stück Leinewand, so knapp und enge als möglich, sie wenden hierauf alle ihre Geschicklichkeit und Kräfte an, ihren Gegner zu besiegen oder niederzuwerfen, ihr ganzer Körper arbeitet, und ihre Anstrengungen sind bewunderswürdig, allein sie bringen sich niemals Stösse bey, und ihre Kämpfe sind mehr Wettstreite der Geschicklichkeit, als Kämpfe der Gewalt. Die meisten dieser Athleten besitzen sonst kein anderes Talent ihr Leben hinzubringen.

Die unverheyratheten Mannspersonen schlachten die Opfer, die gemeiniglich aus Schweinen, und zuweilen auch aus Büffeln, Ochsen, Hünern und Enten bestehn. Wenn diese Thiere wohl gewaschen worden, legt man sie auf Tafeln unter die Augen des Götzens. Die angesehensten Häupter des Ortes, bringen das Opfer dem Götzen dar, bekomplimentiren ihn, danken

für

für die erteilten Wohlthaten, und bitten um neue für die Zukunft. Sie werfen sich darauf auf die Erde nieder, die sie dreymal mit der Stirne schlagen, stehen wieder auf, und wiederholen dieses zu dreyenmalen. Alle Mannspersonen, wenn sie zwanzig Jahr alt sind, müssen dieselbe Cerimonien verrichten, aber die Weiber und Kinder werden nur zum Schauspiele, und nicht zur Anbetung der Gottheit zugelassen.

Die Schauspiele machen einen beträchtlichen Theil des Götzendienstes aus: sie werden in den Tempeln gespielt, wo es Haufen von Komödianten und Komödiantinnen giebt, die zu diesem Geschäfte bestimmt sind. Sie werden nicht nach ihren Fähigkeiten, sondern nach ihrer Anzahl und der Dauer ihrer Stücke bezahlt. Diese Schauspiele, bestehen aus Vorstellungen alter Landesbegebenheiten, aus Hersagung von Gedichten, und Aufführung einiger Singspiele, musicalischen Concerte, und verschiedener Tänze. Sie dauern Tag und Nacht ohne Aufschub fort, und die Schauspieler und Zuschauer werden beständig durch neue abgelöst. Die Instrumente sind Trommeln von verschiedener Grösse, Flöten und verschiedene Sorten von Violinen oder Zithern. Diese Musik klingt nicht unangenehm, die Spieler beobachten eine gewisse Methode unter sich, die bey ihnen die Stelle der Mensur vertritt, und Unordnung verhütet.

Diese Schauspiele werden von Festen begleitet: Die Einwohner des Ortes wo man sie begeht, sind gehalten, im Tempel eine Tafel, mit Reiß, Fleisch, Fischen, und verschiedenen rohen und eingemachten Früchten, zu versehen: jeder trägt das seinige dazu nach seinen Vermögens-Umständen bey, und bekommt beym Schauspiel oder Schmaus seinen Platz, nach seinem Rang, Alter oder Würde. Die benachbarten Dörfer werden mit zum Feste eingeladen, und manchmal treten verschiedene derselben zusammen, und veranstalten, Aufzug, Opfer und Traktament gemeinschaftlich.

Zur Bestreitung des Unterhalts des Tempels, und seiner Priester, und der Kosten der Opfer, wird eine Kopfsteuer ausgeschrieben, die jeder, bey den härtesten Strafen, zu erlegen genöthigt ist. Um dem Pöbel die Tragung dieses Jochs desto leichter zu machen, wiegt man es mit Mährchen, von Erscheinungen, Wunderwerken, und Genesungen ein, die durch diese Gottheiten gewirkt worden sind, ob man sie gleich, überhaupt genommen, mehr fürchtet als liebt, und mehr Böses als Gutes von ihnen erwartet. Die fürnehmste Absicht aller dieser Verehrungen ist, Unthätigkeit von ihnen zu erpressen.

An einigen Orten, wo der Genius unter der Gestalt eines Hundes angebetet wird, bringt man ihm, an festlichen Tagen, zur ersten Gabe, den Koth eines Kindes dar, alsdenn folgen erst die gewöhnlichen

chen Opfer. In ältern und unpolizirtern Zeiten, schlachtete man ihm Fremde, die man zuvor durch eigene Getränke, um ihren Verstand gebracht hatte: und betrachtete ihren Tod, als das wirksamste Mittel alles Böse abzuwenden. Diese Unmenschlichkeiten, die bey Lebensstrafe verboten sind, genossen noch lange einer gewissen Duldung, indem man die Mandarine durch ansehnliche Geschenke bestach, daß sie keine Untersuchungen deswegen anstellten.

Nichts ist widersprechender als das Betragen dieses Volks, mit seinen Glaubens-Artickeln verglichen. Sie statuiren die Seelenwanderung, und ihre Religion verbietet ihnen Thiere zu tödten, und doch schlachten sie sie eben den Gottheiten, die dieses verabscheuen sollen. Sie räumen auch alle diese Widersprüche in ihren Handlungen ein, allein sie schieben ihre pünktlichere Beobachtung im Namen der Nation, auf die Bonzen und Hüter der Tempel, die es jedoch eben nicht genauer darin nehmen, als das übrige Volk. Zwar untersagt man bey allgemeinen Landesplagen, um die erzürnten Götter und Geister zu besänftigen, das Umbringen der Thiere auf eine gewisse Zeit, und beruft Bonzen, um feyerliche und öffentliche Fasten anzustellen, allein diese Fasten kommen denen die sie bezahlen müssen, sehr theuer zu stehn, und die Gastmahle, von welchen sie begleitet werden, sind kostbarer als alle Schmausereyen. Man trägt nur Zugemüse und Wurzeln auf, allein der Gerichte sind so vielerley,

sie

sie werden mit so vieler Kunst zugerichtet, und man fügt so viel Backwerk und Konfituren hinzu, daß es jene bey weiten übertrift.

Jeder Ort wählt sich noch, dem Dienst [illegible] Foe ohnbeschadet, einen besondern Patron o[illegible] Schutzgeist; man hat alte und neue, die man nach Gutbefinden verändert. Diese Schutzgeister sind meistentheils Schlangen, Tiger, Hunde, Katzen, Ochsen, Fische; manchmal grosse Männer, die ihrem Vaterlande wichtige Dienste geleistet haben, manchmal auch Missethäter, die erst hingerichtet, und dann vom Fürsten vergöttert worden sind, der grosse Chan-gi, Kayser von Sina, ließ einen Herrn vom Hof, der noch ein Anhänger des alten Kayser-Geschlechts war, unter den entsetzlichsten Martern umbringen, und baute ihm nach seinem Tode zu Ehren seiner bewiesenen Treue, einen Tempel. Gemeiniglich nehmen die Wahrsager, wenn sie über irgend ein Unglück oder über eine ansteckende Krankheit, die eine Stadt oder Provinz heimsucht, um Rath gefragt werden, ihre Zuflucht zu dem Vorwande, daß dieser oder jener Geist, der in diesem oder jenem Thiere oder Menschen stecke, erzürnt worden sey, und daß man ihn unter der und der Gestalt anbeten müsse, um ihn wieder gut zu machen. Es hält gar nicht schwer, diese Wahrsager zu bereden, den Ausspruch zu thun, den man wünscht. Verschiedene Gemeinden wählen sich lebende Personen zu Schutzgeistern: ein Bettler

über-

überredete die Einwohner eines Fleckens, daß er ihr Schutzgeist sey, und so machten sich diese eine Religions-Pflicht daraus, ihn mit Ehrenbezeugungen zu überhäufen, und auf das beste zu bewirthen. In solchen Fällen kann man, vermittelst einer Geldsumme, sich zu den Rechten und Freiheiten des Schutzgeistes associiren. Man ißt alsdenn an Festtagen mit an der Tafel des Gottes, und stirbt man, so hat man das Vergnügen daß einem geopfert wird. Die Tunkineser haben auch Hausgötter, wie in Sina; ferner Götter die die Gränzen der Felder, und Geister, welche die Berge, den Heerd des Hauses und die Thüre schützen. An dem Eingange der fürnehmsten Pagoden stehen die kolossalischen Bildsäulen der Geister, die die Pagode und das Land bewachen. Sie haben ein schwarzes Gesicht, Hörner auf dem Haupte, ein drohendes Ansehn, und der übrige Theil des Leibes ist vergoldet. Man stellt sie allezeit, den Begriffen des Volks gemäß, fürchterlich schrecklich und stark vor, ohngefehr wie unsre Pinsler den Teufel und seine Gesellen, zu malen pflegen. Dieser Götzendienst scheint in Indien von sehr hohem Alterthume, so wie die Lehre von der Seelenwanderung zu seyn, die Pythagoras schon von den alten Braminen lernte, und mit nicht sonderlichem Glück, in Griechenland und Italien einzuführen suchte, die aber sich bis jetzt im ganzen Morgenlande, und sogar in Japan, erhalten hat.

Es scheint nicht daß die Tunkineser jemals Sonne, Mond und Sterne angebetet haben, der Pöbel allein scheint dem Himmel, in seinen Privat-Opfern, einige Verehrung zu erweisen: er neigt sich gegen die vier Hauptgegenden der Welt, und die Andächtigen, sonderlich die Mandarine, schwören alle Augenblicke beym Himmel: *) sie scheinen ihn als den obersten Richter zu betrachten, dessen Aussprüche absolut und unwiederruflich sind, und sie rufen ihn an, wenn ihnen ein Ungemach oder eine Ungerechtigkeit begegnet. Die Vorstellung von einem höchsten Wesen, Strafer des Bösen und Vergelter des Guten, findet man überall gegründet. Sie glauben ein Paradies, das nach Abend liegt, und eine Hölle, voll der ärgsten Quaalen, wo Feuer das Hauptwerkzeug ausmacht: aber, wenn man sie fragt, worinn die Strafen und Belohnungen eines zukünftigen Lebens bestehn, ob sie ewig sind, und wer der Gott sey, der dem Paradiese oder der Hölle, und der Wanderung der Seelen vorstehe? so wissen sie nichts zu antworten. Es ist auch kein Wunder, daß sie nicht weiter nachgrübeln, da ihr Religions-Dienst ganz materiel ist, und die Macht der Gottheiten, die sie anbeten, sich nur auf fühlbare und sichtliche Gegenstände, als Gesundheit, Krankheit, gute oder schlechte Erndte, und

*) Ein Beweis der nicht viel sagen will: wie viele Europäer thun dasselbe, ohne deswegen, den eigentlich sogenannten Himmel, göttlich zu verehren.

A. d. U.

und den Ausgang zeitlicher Angelegenheiten erſtreckt. Unterdeſſen findet man doch keine Spur, wie in einigen Strichen von Afrika, Europa und dem abendländiſchen Aſien, daß die Damen ihre Gunſtbezeugungen der Gottheit zu Ehren, Preiß gegeben hätten.

Die Miſſionarien ſelbſt müſſen geſtehn, daß es in Tunkin eine Art moraliſcher Rechtſchaffenheit giebt, die ſich auf die natürlichſte Begriffe von Recht und Unrecht auf die Erhabenheit, Gutes, und die Schande, Böſes zu thun, gründet. Leute von dieſen Grundſätzen, die aber freilich nicht die gröſte Anzahl ausmachen, ſcheuen ſich, jemanden er ſey wer er wolle, das geringſte Leid zuzufügen; ſie ſind mildthätig, menſchlich, mitleidig. Doch überhaupt genommen, ſtimmen ihre Sitten zu ihrem Glauben; man giebt ihnen ſo viele Auswege an die Hand, die Götter für ihre Leidenſchaften einzunehmen, daß es kein Wunder iſt, wenn ihr Betragen ausſchweift, und man ſich nicht auf ſie verlaſſen kann.

Die Sekte des Lanzo oder der Zauberer kann man nicht als einen eigentlichen Zweig von Religion anſehn. Aber ſie ſteht in der gröſten Achtung bey Hohen und Niedern. Man frägt ihre Häupter in den wichtigſten Vorfällen um Rath, und ihre Ausſprüche werden für göttliche Eingebungen gehalten. Und in welchem Lande ſollte ſie nicht der thörichte und eigennützige Vorwitz der Menſchen, die heilige Hülle der Zukunft aufzudecken, und ihre Geheimniſſe auszuſpähen, zu dieſer Staffel des Anſehns erhoben haben?

Der Stifter dieser Sekte war ein gewisser Lao-kun, der in Sina 52 Jahre vor Con-fu-tze gebohren wurde, nachdem er achtzig Jahre in dem Schoose seiner Mutter gelegen hatte, bis er endlich um das Licht des Tages zu schauen, ihre Seite aufbrach. Das Oberhaupt der Sekte residirt in Sina; alle drey Jahre muß er dem regierenden Kayser seine Unterwürfigkeit bezeigen, der ihm einige Schritte entgegen zu kommen pflegt; eine Ehre die er keinem andern Grossen seines Reichs erweiset. *)

Diese Sekte hat weder Tempel, noch einen andern besondern öffentlichen Gottesdienst; ihre Gesellschaft ist die schlimste die man nur haben kann, die bösen Geister; sie opfern ihnen, um sie entweder zur Schonung oder auch zum Verderben der Menschen zu reitzen, je nachdem es ihr Nutzen oder ihre Rache heischet. Wenn man diese Zauberer über ihre geheimen Lehrsätze befrägt, so gestehen sie, daß sie eine erste Grundursache erkennen, die sie das Leere nennen, weil es nicht in die Sinne fälle; sie geben zu, daß, wer unter dem Schutz von diesem ersten Wesen steht, nichts von den Demonen und bösen Geistern zu fürchten habe, als die ihm nicht schaden können: aus Gott aber machen sie nichts bessers als so einen Herrn wie ihren König, der bloß einige der Grossen vor sich läßt,

*) Die Tienssе, oder Schüler dieser Sekte verleiteten die sinesischen Kayser zu einer Menge Thorheiten. Sie waren es auch, die den Trank der Unsterblichkeit bereiteten, woran zwey Kayser auf der Stelle starben. Man sehe den Tonkien-kang-mou. A. d. U.

läßt, und ſich um die Verehrung der übrigen die nicht werth ſind, ſich ihm zu nahen, wenig bekümmert. Daher iſt es faſt unnöthig, ſagen ſie, dieſen Gott, der ſo gleichgültig gegen die Ehrenbezeugungen der Menſchen iſt, und viel zu gut denkt, als daß er ihnen ſchaden ſollte, eine beſondere Verehrung zu erweiſen; ſo wie es im Gegentheil weit einträglicher iſt, um die Gunſt der böſen Geiſter ſich zu bewerben, weil dieſe beſtändig damit umgehen wie ſie einem ſchaden können, und man ſie wenigſtens zu einer gewiſſen Unthätigkeit herabzuſtimmen ſuchen muß. Ihnen ſchreibt man alle das Böſe zu, das vorgeht, und man hört von nichts als von Krankheiten, Todesfällen, Feuersbrünſten, Beſeſſenen, Erſcheinungen und tauſend andern Plagen, die das Werk dieſer böſen Geiſter ſind. Keine Nation iſt leichtgläubiger über dieſen Punkt, als die Tunkineſer: ſie haben die peinigendſte Neugier von der Welt, Zeugen von der Erſcheinung dieſer Geiſter zu ſeyn: alle Furcht hört alsdenn auf, und man drängt ſich begierig hinzu, als wenn man nun gar nichts weiter zu fürchten hätte. Unterdeſſen theilen ſie dieſe Leichtgläubigkeit mit manchen Nationen, die groſſe Anſprüche auf Erleuchtung und Polizirung machen; zum Beyſpiel die Teufeleyen und Bannereyen der Gaßner und Schröpfer unſers Jahrzehnds!

Daß Betrüger ſich dieſer Leichtgläubigkeit des Volks mehr zu Nutze machen, um wohlauf und ohne Arbeit (ein wichtiger Punkt in Indien) zu leben, als um der Achtung willen, die damit

ver-

verbunden ist, erklärt sich von selber. Die Opfer die den Geistern gebracht werden, bestehn in den ausgesuchtesten Speisen und Früchten, wenn nemlich die, so um Rath fragen, sie zu geben im Stande sind. Die Geister, sagen sie, nähren sich von Rauch, und wenn es ihnen daran fehlt, so sehen sie sich gezwungen, Koth oder Erde zu essen, wovon sie aber äusserst mismuthig und entsetzlich gegen die Menschen aufgebracht werden, die es so an Achtung und Sorgfalt gegen sie mangeln lassen. Die Tunkineser sind fest überzeugt, daß diese Geister in einen Leib von sehr feiner Materie gehüllt sind, der nicht in die Sinne fallen kann; daß sie aber bey den Opfern zugegen sind, und sich in die Dampfwolken der kochenden Opfer hüllen.

Die Zauberer und Wahrsager sind einerley Personen und unzertrennlich von einander. Die Wahrsagerkunst wird hier gemeiniglich von Blinden getrieben. Sie richten sich dabey entweder nach dem Alter, dem Namen und Geburtstag der fragenden Personen, und unter was für einer Constellation sie gebohren ist, oder sie lassen es aufs Loos ankommen. Sie bedienen sich dazu zwey Hälften von Kugeln, die sie fortkullern, und alsdenn fühlen, in welcher Stellung sie liegen geblieben sind; oder eines Bündels kleiner Stöcke, die sie von einiger Höhe herabfallen lassen, und aus ihrer Lage die Frage beantworten; oder indem sie drey kupferne Münzen zu wiederholtenmalen auf die Erde werfen, und fühlen auf welche Seite sie gefallen sind. Sie mur-

meln

meln einige Worte wovon der Schall nicht über ihre Lippen kommt, und geben dann die gesuchte Erläuterung: gewöhnlich läuft sie darauf hinaus, daß dieser oder jener Demon erzürnt ist, und die Krankheit verursacht hat; oder daß die Seelen der Voreltern und Freunde, Hunger oder Langeweile in jener Welt dulden, und sich Nahrung und Gesellschaft in dieser holen wollen; daß man sie daher zu besänftigen, und das Uebel abzuwenden suchen muß, und was denn mehr ist. Der Wahrsager endigt allemal mit dem Rath, den Ober-Zauberer holen zu lassen, um die Manen zufrieden zu stellen, und zu beschwören. Dieser erscheint mit seinem Buche, ist vollkommen der Meinung des ersten Wahrsagers, und fängt auf eine seltsame Art gekleidet, die Beschwörungen an: er bewegt sich heftig; redt bald im sanftem bald im drohenden Tone; läßt sich von dem Schall der Cymbeln, Trompeten und Kupferbecken begleiten, läutet selbst unaufhörlich eine kleine Glocke die er in der Hand hält, und spricht überlaut einige Worte aus, die man aber vor dem Lärm unmöglich verstehen kann. Während dieser Zeit verbrennt er verschiedene Figuren von Gold- und Silberpapier und Geldsorten von gleicher Materie, ingleichen Räucherwerk: er opfert dem Geiste Fleisch, Fisch, Geflügel, gießt einige Tropfen Wein auf das Wasser oder den Boden, und da die Geister oder Manen, bloß von den feinsten Theilen des Opferrauchs leben, so bleibt alles materielle, wie billig, dem Zauberer oder Wahrsager, der überdies noch für seine Mühe bezahlt wird, da

man

man gemeiniglich den Zauberer nicht ehe ruft, als bis es mit dem Kranken aufs äusserste gekommen ist, so hat er desto ehe Gelegenheit, seine Beschwörungen, Gebete und Sprünge so lange zu verlängern, bis es sich mit dem Patienten zum Leben oder Tod entscheidet, und seine Aussprüche desto weniger Gefahr laufen. Seit einiger Zeit haben diese Magiker noch eine andere Kur-Art eingeführt: sie geben nemlich dem Kranken eine gewisse Anzahl von Stockschlägen, treten tacktmäßig mit dem Fusse auf, und sagen gewisse Gebete her. Will der Kranke nicht gesund werden, oder wollen die Verfolgungen des Unglücklichen nicht aufhören, so geht die ganze Geschichte mit den Opferceremonien und Kosten, von vorne wieder an. So wenig auch alles dieses nach Wunsche ausschlägt, so sind doch die Tunkineser den Uebungen dieser abergläubischen Practiker so ergeben, daß sie selten Aerzte brauchen, oder so viel Zutrauen zu ihnen haben, als zu den Magikern.

Die Tunkineser statuiren glückliche und unglückliche Tage, die in ihren Almanachen genau angezeigt sind; damit sind sie aber noch nicht zufrieden, sondern wenn sie ein Haus bauen, eine Reise thun, Kinder verheyrathen, oder sonst was wichtiges vornehmen wollen, so erkundigen sie sich erst bey dem Wahrsager nach dem günstigsten Tage dazu, und alsdenn muß ein Magiker die nöthigen Beschwörungen und Opfer vornehmen, um sich des guten Ausschlags desto mehr zu versichern. Sie glauben auch an Ahndungen,

und

und eine Mannsperson die eine Reise thun will, und beym Ausgange ein Frauenzimmer unterwegens antrift, kehrt sogleich um, und wartet bis ihm etwas von besserer Vorbedeutung aufstößt.

Das Bannen böser Haus-Geister, ist auch ein Geschäfte dieser Zauberer: sie vertreiben einen Teufel durch den andern, indem sie andre Geister mit den gewöhnlichen Formeln zu citiren anfangen, sie kleben hierauf Blätter von gelbem Papier an die Wände, worauf fürchterliche Gestalten abgebildet stehen, und schreyen, springen und bewegen sich auf allerley Art mit entsetzlichen Lärmen und Verzuckungen, so lange, bis sie ganz müde und matt werden, und so reußirt zu haben glauben. Das Einsegnen der neugebauten Häuser geschieht mit weniger Geräusch. Sie wahrsagen bald aus dem Beine einer Henne, deren Fleisch sie verzehrt haben, bald aus Spiegeln, bald nach den Aussagen der Seelen der Verstorbenen, und andrer Geister, die ihnen die Geheimnisse und den Ort der verlohrenen oder gestohlnen Sachen entdecken müssen.

Man begreift leicht, daß bey so einem Handwerke, das so viel Feinheit, und so viel vervielfältige und nach den Umständen abgepaßte Künste und Methoden voraussetzt, ein Unterricht von erfahrnen und geschickten Lehrern vorhergehn müsse. Diese Unterweisungen geschehen in Geheim, von den obersten Zauberern und Wahrsagern, die von der Richtigkeit ihrer Kunst eben

so

so sehr überzeugt sind, als sie äusserlich ihre Treflichkeit und Grösse herauszustreichen wissen. Und wer wollte ihnen das übel nehmen? Sie giebt ihnen Brodt in Ueberfluß für sich und ihre Familien, wenn sie es nur ein bischen gescheid anfangen. Man findet von diesen Wahrsagern und Zauberern eine ungeheure Menge in Tunkin; jedes Dorf hat die seinigen, und ihr Ansehn erstreckt sich vom Throne des Fürsten bis in die Hütte des ärmsten Landmannes.

Die Sekte der Gelehrten oder des Confu-tze behauptet ohnstreitig den Vorrang unter allen andern des Orients, und das mit Recht, wegen ihren weisen und edlen Lehren. Sie besteht in Tunkin wie in Sina, aus den erlauchtesten und erhabensten Personen des Staats, den Mandarinen der verschiedenen Ordnungen, und allen Gelehrten. Con-fu-tze, den die Tunkineser Ong-ku (Ong, bedeutet so viel als Dom, oder Herr) nennen, war ein Mann dessen Andenken die Achtung des Weisen eines jeden Himmelstrichs verdient, der unter die Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gerechnet werden muß, und mit Recht nach Zoroaster der Heilige der morgenländischen, und auch einiger abendländischen, Philosophen ist. Er wurde in seinem Leben verfolgt, weil er die Reinigkeit der Sitten wieder herstellte, und seine Dogmen also den Weichlingen zu hart däuchten, ob sie ihnen gleich ihren Werth nicht streitig machen konnten; er erhielt erst nach seinem Tode die Ehre, die ihm schon bey seinen Lebenszeiten gebührt hätte. Ich habe sein Leben, aus sinesischen

Schrif-

Schriften in einem der Bände des Gothaischen Magazins beschrieben; Leser die mehr von diesem grossen Manne wissen wollen, mögen es dort aufschlagen, ich füge nur noch, nach meinem Verfasser, hinzu, daß sich der Stamm dieses Gesetzgebers bis auf unsre Zeiten fortgepflanzt hat, daß seine Abkömmlinge die größte Achtung genieſſen, und der älteste unter ihnen immer den Titel Graf führt: gewöhnlich bekleiden sie auch die angesehensten Ehrenstellen im Staat. Eben deswegen verlassen sie selten Sina, wo Ehrenbezeugungen sie überall erwarten, und wo sie allenthalben Tempel oder öffentliche Säle erblicken, in welchen die Mandarine mit den graduirten Personen ihres Distrikts, jedem Monath dem Andenken ihres Stammvaters Con-fu-tze huldigen.

In Tunkin findet man weniger von diesen Tempeln oder Sälen. Die Lehrer begnügen sich in ihren Schulen Täfelchen des Con-fu-tze zu haben, vor welchen ihre Schüler niederfallen. Die Hauptsätze der Lehre dieses Weltweisen sind: 1) die Kenntniſse unsers denkenden Wesens, so sehr als möglich zu erweitern, und durch das Nachdenken zu der geheimen Wissenschaft der Dinge zu gelangen: 2) Seine Neigung und Willen auf Wahrheit zu gründen, und die Regungen des Herzens, und die Triebe der Leidenschaften darnach abzumessen. 3) Sich einer innerlichen und äuſserlichen Rechtschaffenheit in seiner ganzen Person zu befleiſsigen. Aus der Befolgung dieser Sätze entspringen die herrlichsten Früchte; gute Verwaltung und Ordnung im häuslichen und öffentli-

ſentlichen Regiment, Unterwürfigkeit der Niedern gegen die Obern, der Weiber gegen ihre Männer, der Kinder gegen ihre Eltern, der Schüler gegen ihre Meiſter. Ein Punkt den der ſineſiſche Weiſe ſehr einſchärft, iſt die Achtung der Kinder für ihre Eltern, ſelbſt nach ihrem Tode; er will daß man ihnen eben die Ehre, eben die Aufmerkſamkeit bezeigen ſoll, als wenn ſie noch lebten. Dieſe Aufmerkſamkeit erſtreckt ſich bis auf die Gräber, die ſehr reinlich gehalten werden.

Sie ſcheinen überzeugt zu ſeyn, daß die Seele den Körper überlebe. Sie haben alle in ihren Häuſern Täfelchen, von denen ſie glauben, daß die Seelen ihrer Verſtorbenen Verwandte darauf ruhen, und vor welchen ſie niederfallen, opfern, und wohlriechende Sachen verbrennen. Dieſe Tafeln ſind anderthalb Fuß hoch und einen halben breit; ſie ſind oben gerundet, und die Namen und Zunamen der Todten, deren Seelen ſich daſelbſt befinden ſollen, darauf geſchrieben. Die Abergläubiſchen fragen dieſe Tafeln in ihren Unternehmungen um Rath, und bitten ihre Verwandte, ihnen mit ihrer Einſicht und Hülfe beyzuſtehn. Nicht, daß ſie ſie als Heilige oder Gottheiten betrachten, ſondern ſie glauben ſie noch gegenwärtig, wenigſtens ſind ſie überzeugt, daß ſie ſie hören, und ihnen eingeben können, wie ſie es am beſten anfangen ſollen; ein Gebrauch der ſeinen Urſprung von ihrer ungeheuchelten Ehrerbietung für ihre Verwandte und Eltern herleitet. Die Achtung für die Todten, und der Glaube, daß ſie ſich noch für die lebendigen intereßiren, geht bis ins ſpätſte Alterthum

terthum hinauf. Man findet sie sogar bey den umherschweifenden Horden der Tatarn; man kann aber nicht sagen, daß Con-fu-tze was darüber entschieden habe. So sehr die Mitglieder dieser Sekte den Götzendienst und seine Priester verabscheuen, so giebt es doch verschiedene unter ihnen, denen Krankheit, Nervenschwäche, oder die Furcht vor einer Zukunft, über die ihnen ihre Lehre keine tröstliche Aussicht anbietet, die Weisheit ihrer im Leben ausgeübten Grundsätze vergessen macht, um sie bis zu dem Aberglauben des Pöbels herab sinken, und ihre Zuflucht in Stunden des Todes oder heftiger Trübsale, zu den Götzen und Bonzen nehmen zu lassen. Ein Auftritt, der sehr oft das Schicksal derer Mandarine, die nur den Schein der Gerechtigkeit übten, und die Wüstlinge und Ungläubigen von Profession ist, die, je stärker und unerschrockner sie in gesunden Tagen waren, sich desto schwächer und feigherziger in den letzten Augenblicken ihres Lebens zeigen. Die Larve fällt, der Mensch bleibt! die Bekehrungs-Geschichte vieler unsrer europäischen Freygeister!

Die lächerliche Gewohnheit allerhand Figuren von Gold- und Silber-Papier bey den Todtenopfern und Begräbnissen zu verbrennen, rührt nicht von Con-fu-tze her, steht auch nicht in den Schriften seiner ältern Schüler, sondern entstand einige Jahrhunderte darnach. Die vernünftigen Tunkineser und Sineser, schreiben sie dem Erfindungsgeiste eines Papierhändlers zu, der dabey reich wurde, indem er eine ungeheure Menge Papier absetzte. Der Pöbel legte dies sein Glück für die Fol-

ge

ge des Schußes ſeiner verſtorbenen Verwandte, und der Achtung aus, die er ihnen erwies. Weil man mit wenigen Koſten und leichter Mühe, ſich ſo ſeiner Schuldigkeit gegen die Todten entledigen kann, ſo iſt der Papierhandel der beträchtlichſte im ganzen Königreiche geworden.

Das Rauchwerk das vor den Todten-Tafeln brennt, beſteht aus verſchiedenen gepülverten Baumrinden, die man, vermittelſt einiger wohlriechenden Harze zu einem Teig macht, und damit kleine Stöcke überzieht, die man nachher anzündet. Es wird eine unſägliche Menge davon in den Tempeln, um die Gräber, vor den Götzenbildern, und den oben erwähnten Täfelchen, in den Häuſern und auf den Kähnen verbraucht; auch die Chriſten brennen beſtändig welche vor den Heiligenbildern. Das Hundert dieſer Stöckchen koſtet nicht über einen Sol. Dieſe Art Opfer ſind um ſo mehr nach dem Geſchmack der Tunkineſer, da ſie gern ihren Gottheiten geben, was nicht viel koſtet. Die Sorgfalt mit der dieſe Sekte die Oerter zum Begräbniß wählt, iſt ebenfalls von neuer Erfindung. In ihren Augen haben die Berge die Geſtalt eines Bären, Tigers, Löwens, Drachens, Baumes, Menſchens, oder eines andern Thieres oder Gegenſtandes, und dieſe Geſtalt bezeichnet, nach ihrer Meinung, immer, was für ein Genius oder Schutzgeiſt ihn bewohnt. Hat man nun, mit der gröſten Vorſicht, die Begräbnisſtelle gewählt, die für die Ruhe des Todten oder dem Wohl aller ſeiner Angehörigen die zuträglichſte iſt, ſo ſtudirt man emſig die Geſtalt des Berges, und die Theile die dem

Kopfe,

Kopfe, Rachen, Füssen, Klauen, u. s. w. des Genius gleich kommen, aus, denn, betröge man sich zum Unglück, und scharrte den Leichnam an der Stelle des Rachens oder der Klauen ein, so wäre es um die ganze Verwandschaft geschehn, und dieses Thier würde sie gar bald aufgefressen haben. Wird hingegen der Todte, in eine minder gefährlichen Lage, z. E. auf den Kopf, Magen oder Rücken des Drachens begraben, und die Aspekten des Ortes sind günstig, so kann das ganze Geschlecht nicht allein auf ein langes Leben, sondern auch noch auf eine ununterbrochene Folge von Glückseligkeit rechnen. Leute von Verstande sehen die Nichtigkeit dieser abergläubischen Gebräuche in Tunkin wie in Sina ein, da sie aber ihnen nicht ganz zu entsagen wagen, so suchen sie sie wenigstens durch physische Erläuterungen zu bemänteln. Sie versichern daß manches Erdreich besser als ein anderes sich zur Ruhestätte für Todten schickt, und daß, vermöge der Verhältnisse und Sympathien die zwischen dem Leichnam und dem Körper der Lebenden herrschen, die von einerley Stamm mit jenem waren, die Ausdünstungen des Grabhügels, von gutem oder bösem Einflus für die ganze Familie seyn können. Eine gutgewählte Grabstätte nennen sie einen guten Fu-chui und sie setzen alle ihre Heil auf ihn. Sie scheuen weder Kosten noch Zeit, um diese glückliche Wahl zu treffen; Kunstverständige werden ausgesandt, und die ansehnlichsten Prozesse entstehen gemeiniglich über Begräbnißplätze, die eine Parthey der andern weggenommen hat. Die Kinder zanken sich, bis zum Handgemenge, über die väterlichen Gräber, und dies geht so weit, daß sie

einan-

einander oft auf eben der Stelle todtschlagen, um deren ausschließlichen Besitz sie sich streiten. Dieser Aberglaube waltet in Tunkin eben so stark als in Sina, weil die Mandarine, oder die Gelehrten, und Reichen, einen Ruhm darinn suchen, es in allen Stücken dem Lande nachzuthun, aus dem das Licht ihrer Wissenschaften ihnen aufgegangen ist. Der Chova oder Feldherr des Reichs, der vor ohngefehr 40 oder 50 Jahren lebte, schrieb das ganze Glück und allen Wohlstand seines Hauses, einem guten Fu-chui zu. Einer von seinen Vorfahren, ein armer dürftiger Mensch, wurde getödtet, und sein Körper ohne Begräbniß gelassen. Das Wasser führte nach und nach so viel Erde bey dem Leichnam an, bis ein Grabhügel, und zwar in so glücklicher Lage entstand, daß seine Enkel in die glänzendste Umstände, und bis zu den höchsten Ehrenstellen des Reiches gelangten. Ihr Begräbniß ist in dem Lande Thanh-Hoa, mitten im Gebirge; man hat verschiedene Meilen in der Runde dazu geschlagen, und auf das strengste verboten, diesen Strich anzubauen. Nur Todte und Tiger, die angeblichen Schutzgeister der Wälder, wohnen da; jeder Prinz hat dort seinen Tempel und seine Hüter, die ohnaufhörlich wachen, damit niemand das, mit diesen Gräbern verbundne, Glück, stehlen möge. Im Jahr 1737. kam der erste Minister in Tunkin auf den Einfall, sich des Thrones zu bemächtigen, und rechnete unter die untrüglichsten Mittel, zu seinem Zweck zu gelangen, die Erlaubniß, die er geschickt erschlichen hatte, sein und seines Geschlechts Grabmal, in dem, den königlichen Gräbern geheiligten, Bezirk, anlegen zu dürfen.

Seine

Seine Verschwörung wurde aber entdeckt, und diese erschlichene Erlaubniß, ihm mit zum Haupts Verbrechen angeschuldet. Hier ist noch ein anderes Mährchen, das in ganz Tunkin gäng und gäbe ist, und zum Beweis des Einflusses der Begräbnißplätze auf das Glück einer Familie, citirt wird. Ein sinesischer Gelehrter verirrte sich im Walde, und kam endlich zu einer Hütte, die ein armer Mann, mit Weib und Kindern bewohnte, der Sineser, entzückt über die gute Aufnahme die er hier genoß, schlug ihnen vor, ihre Nachkommenschaft durch ein günstiges Begräbniß glücklich zu machen, wenn sich eines von ihnen zum Sterben entschliessen wolle. Der Mann gieng den Vorschlag ohne Bedenken ein, und der Sineser, führte ihn in einen entlegenen Ort des Gehölzes, wo er ihn umbrachte, und nach den Regeln seiner Kunst begrub. Wenige Jahre darauf gelangten die Kinder dieser beyden Leute, die ursprünglich Räuber waren, durch ihre Tapferkeit, noch zu Lebzeiten ihrer Mutter, zu ansehnlichen Bedienungen, und es waren noch einige davon vor kurzem am Leben, die man als die Wahrmänner dieser Geschichte anführte.

Nach der Meinung dieser Sekte besteht der Mensch aus einer irrdischen und himmlischen Materie; die irrdische wird, bey dem Tode, wieder zu Erde, und die himmlische steigt in die Höhe, und bleibt in einer gewissen Verbindung mit der Familie zu der sie gehört hat; wenn die Familie den Todten opfert, so wird dieser himmlische Theil, durch die Simpathie als dem Bande das die Todten mit dem Lebenden vereinigt, zu diesen Opfern herbey

gezogen.

gezogen. Der Pöbel, der zu plump denkt, als daß er so subtile Distinktionen begreifen sollte, glaubt schlechtweg, daß die Seelen in den Tafeln wohnen, wohin es sie vom Begräbnisse im Schnupftuche zurückgetragen hat. Die Gelehrten haben zwar auch diese Täfelchen in ihren Zimmern, aber nur als Erinnerung der Abgeschiedenen, und wenn sie auch gleich die Todten zu den Festen einladen, die ihnen zu Ehren angestellt werden, so sind sie nichts desto weniger überzeugt, daß die Seele, oder das reinere Selbst das nicht stirbt, nur aus Sympathie, nur aus der Neigung, die es für seine Verwandte behält, dabey zugegen ist, der Durst nach Unsterblichkeit, jene schöne Schimäre, wie sie ein Weiser unsres Jahrhunderts nennte, die so viel über die Menschen, und sonderlich über den unterrichtetern edlern Theil derselben vermag, ist das Haupttriebwerk des Betragens der Gelehrten bey diesen Gelegenheiten. Sie schmeicheln sich, daß man für ihr Andenken eben dieselbe Achtung haben, daß es nicht sterben, und ihre Nachkommenschaft ihnen eben die Ehre erweisen werde, die sie ihren Voreltern erweisen. In dieser Absicht lassen viele unter ihnen, sich bey ihren Lebzeiten Tempel und Grabmäler bauen, und setzen Stiftungen für die Priester und Opfer fest die ihnen geweiht werden sollen, damit, wenn ja ihr Geschlecht verlösche, doch wenigstens ihr Gedächtniß fort geehrt werden möge.

Eine Ursache, warum man die Bonzen und alle diejenigen verachtet, die ledig oder ohne Kinder sind, ist diese, daß man die Unfruchtbarkeit

als eine der härteſten Strafen des Himmels anſieht. „Was ſoll, ſagt man zu dieſen Unglücklichen, nach eurem Tode aus euch werden? Ihr habt keinen Menſchen der ſich eurer erinnert: eure in der Irre umherwandernde Seele, hat keinen Ort wo ſie ruhen könne, und niemanden der ihr opfere oder Gaben bringe.“ Die Furcht eines ſolchen Schickſals hat viel zu der Einſetzung des allgemeinen Gebrauchs der Kindesſtatt-Annahmen, beygetragen, da ſolche adoptirte Perſonen, zu eben den Pflichten wie die rechtmäßigen Kinder verbunden ſind.

Die verlaſſenen, umherirrende, in den Feldern, auf den Bäumen und an den Waſſerränndern zerſtreute Seelen, die keine Nachkommenſchaft hinterlieſſen, die ihnen opfern konnte, ſind der Gegenſtand des allgemeinen Bedauerns, und einer Art von andächtiger Verehrung. Die Schüler ſonderlich geben bey ſolchen Gelegenheiten Proben ihres Eyfers; ſie ſtreuen gekochten Reiß auf beyden Seiten, und in den Oertern aus, wo ſie glauben daß dieſe Seelen ſich aufhalten, um ihnen Nahrung und wenigſtens einige Augenblicke Ruhe zu verſchaffen. Man feyert jährlich in Tunkin wie in Sina, ein allgemeines und ſolemnes Feſt der Todten. Es beſteht in öffentlichen Luſtbarkeiten, man zündet Kerzen an, und verbrennt Papier. Auſſer dieſer National-Feyerlichkeit, ehren die Kinder und Erben noch das Andenken ihrer Eltern und Wohlthäter, durch jährliche Feſte, bey denen obige Opfer geſchehen. Wenn Perſonen von Anſehn dieſe Feſte

feyern, so müssen die Niedern von eben der Familie, zu den Kosten, das ihrige beytragen, und mit verschiedenen Gerichten besetzt, überschicken. Für die Personen die im ehelosen Stande gestorben sind, wird keine von allen diesen Ceremonien begangen, weil man sie als Leute ansieht, die nicht zu der Familie, noch zu der allgemeinen Gesellschaft, gehörten.

Diese Ehrfurcht für die lebenden und todten Eltern und Verwandten, ist eigentlich das, was die sinesischen und tunkinesischen Gelehrten karakterisirt; das Volk selbst ist diesem Gebrauch mehr als allen seinen übrigen Religions-Satzungen ergeben. Und in der That ist es auch ein Gebrauch, der für eine sehr löbliche und heilsame Sache in der Gesellschaft angesehn werden kann, und der diesen Völkern durch langes Leben und innere Ruhe vergolten zu seyn scheint; denn hier lebt man fast in beständigen Frieden, und weiß nichts weder von auswärtigen noch häuslichen Kriegen; Todtschläge selbst sind selten, obgleich das Volk zahlreich und arm ist. Die Kinder werden in strenger Beobachtung dieser Pflichten aufgezogen, und betrachten sie als unentbehrlich; kommen sie zu reiferm Alter, so freut sie der Gedanke, daß einst ihre Kinder ihnen Gleiches mit Gleichem vergelten werden. Die Gesetze sind auch äusserst scharf über diesen Punkt, und kein Kind kann seine Eltern verklagen. Ein sinesischer Kayser ließ vor den Pforten seines Pallastes einen Grossen nebst seiner Gemahlin hinrichten, weil sie sich über ihre Eltern

tern beſchwert hatten. Man ſoll nicht ſagen, antwortete er denen, die ihm Vorſtellungen zu ihrem beſten thaten, daß Kinder, unter meiner Regierung, ſich ungeſtraft gegen ihre Eltern haben auflehnen dürfen, ſo gerecht mir auch ihre Beſchwerden ſchienen. „Wenn eine Mutter auf ihre Kinder zürnt, ſo macht ſie ſie zittern, und wenn ſie in den höchſten Aemtern ſtünden; das geringſte was ihnen begegnen kann, iſt, abgeſetzt zu werden. Die Mandarine verlieren, bey dem Tode ihres Vaters oder ihrer Mutter, ihre Bedienungen nach den Geſetzen, um ſich ganz mit der Sorge beſchäftigen zu können, ſie zu beweinen und ihnen die letzte Ehre zu erweiſen. Sie treten in ihre Stellen erſt drey Jahre hernach wieder ein, wenn die Trauerzeit vorüber iſt. Kurz die kindliche Ehrfurcht kann nicht weiter getrieben werden, als ſie in Tunkin und Sina getrieben wird; viele Jahrhunderte dauret ſchon ihre genaue Beobachtung, und erlangt, weit entfernt mit dem Lauf der Zeit abzunehmen, vielmehr neue Stärke mit jedem ihrer Fortſchritte. Als die päbſtlichen Bullen den Neubekehrten verboten, mit den Gebräuchen der chriſtlichen Religion, die Ehrenbezeugungen gegen den Con-fu-tze und die Verſtorbene fortzuſetzen, nahm kein Gelehrter mehr die neue Lehre an, ſo ſehr ſie auch von der Reinheit ihrer Moral überzeugt waren. Uebrigens bahnt dieſe Achtung, die in ihrem Urſprunge ſo liebenswürdig war, aber nun über die Gränzen der Vernunft und Natur getrieben worden iſt, dem willkührlichſten und unumſchränkteſten Deſpotismus die Wege. Niemand

mand hat in diesem Lande einen Willen, oder wagt es einen zu haben. Der Fürst, als Vater des Volks, fodert augenblicklichen Gehorsam; man kennt nur Einen Menschen, ihn, und das übrige Volk wird für nichts gerechnet.

Die Religionskriege, die so oft Europa mit Blut überschwemmten, sind in Tunkin, trotz der grossen Anzahl der Sekten, eine ganz unbekannte Sache: nie stifteten sie Zwiespalt im Staat, ja nicht einmal in den Familien. Jeder bekennt sich zu der Sekte, die ihm am besten gefällt. Es ist sogar was gewöhnliches, Leute zu finden, die sich zu allen bekennen, und oft sieht man einerley Personen zugleich die Tempel der Bonzen und die Säle des Con-fu-tze besuchen, und in Krankheiten ihre Zuflucht zu den Zauberern und Wahrsagern nehmen.

Ausser diesen drey Hauptsekten giebt es noch die Sekte der Fastenden, oder der wahren Anhänger der Seelenwanderung, die, ohne Bonzen zu seyn, von nichts essen, das Leben hat. Diese Sekte hat in Sina grossen Zulauf, und behauptet den ausgemachtesten Ruf der Rechtschaffenheit in Denken und Handeln. Sie leben still, ohne jemanden was zu leid zu thun, aber sie werden nicht mit guten Augen angesehn; man beobachtet jeden ihrer Schritte, weil man sich eines Aufruhrs von ihnen befürchtet, da sie ursprünglich aus den Misvergnügten des Hofs bestand, die sich entfernten und diese Lebensart ergriffen, um vom Himmel einen bessern Herrn,

und

und eine glücklichere Regierung zu erflehen. Die wenigen, die ſich von dieſer Sekte in Tunkin befinden, werden nicht beunruhigt; ſie vermehren ſich nicht, da der Tunkineſer alles verabſcheut, was auch nur den Schein von Faſten hat.

Man trift auch hier einige Weiſe an, die jenen berühmten Weiſen des Alterthums an die Seite geſetzt werden können. Ihr Tichten und Trachten iſt, tugendhaft ſeyn, und als wahre Weiſe leben. Sie lieben, ſagen ſie, die Tugend um ihrer ſelbſt willen, nicht aus Intereſſe noch des Reizes, gegenwärtiger oder künftiger Vergeltung wegen. Ihr liebt das Gute, ſagen ſie zu den Chriſten, und thuts, weil es eurem Gott gefällt, und er euch Belohnungen verheiſſet: uns aber leiten weder Belohnungen noch Strafen: wir thun das Gute, um des Guten. Dieſe Weiſe ſind in geringer Anzahl, und ihr Wandel entſpricht ihren Grundſätzen.

Der Pöbel beobachtet, auſſer den Vorſchriften der verſchiedenen Sekten, noch, wie der europäiſche Pöbel, eine Menge abergläubiſcher Gewohnheiten bey den meiſten ſeiner Handlungen, bey dem Heyrathen, Eſſen, Kindergebähren u. ſ. w. So giebt er z. E. ſeinen Kindern die häslichſten Namen, damit ſich die böſen Geiſter davor ſcheuen, und ihnen nicht ſchaden ſollen: er ändert dieſe Namen, wenn er ſeine Kinder ſtark genug glaubt, nichts von den böſen Geiſtern mehr befürchten zu dürfen: Er läßt ihnen auch ſechs oder ſieben Haarbüſchel von verſchiedener Gröſſe, zu Ehren

der

der Götzen wachsen. Am Neujahr klebt er an seine Hausthüren abscheuliche Figuren, um die Teufel fürchtend zu machen, und sie zu verhindern, hereinzukommen. Er ist emsig in der Wahl der glücklichen und unglücklichen Tage, und in beständiger Angst sich zu irren. Der fromme Tunkineser fängt seine Mahlzeit mit einer Libation von Wein an, ehe er sich zu Tische setzt. Bey der Haupt-Musterung des Heeres, giebt man eine Salve aus dem groben und kleinen Geschütz, um die Geister zu verjagen, die Feinde des Glücks und der Ruhe des Staats sind; tausend andere eben so lächerliche Dinge nicht zu gedenken.

Es ist besonders, daß die Sekte des Mahomets, die sich im ganzen Orient ausbreitete, nicht in Tunkin gedrungen ist. Man findet über eine Million Muselmänner in Sina; die Einigkeit die unter ihnen herrscht, macht sie da mächtig; sie üben öffentlich ihre Religion aus und haben ihre Moscheen. Sie haben den Schutz des Kayſers durch beträchtliche Geschenke zu fesseln gewußt, und man fürchtet sie; es stehn ihrer viele in öffentlichen Aemtern und Würden, ohne die Religions-Gebräuche des Landes beobachten z. dürfen.

Die Strenge mit der die tunkineſiſche Regierung gegen alle Fremde wacht, denen ſie, ſelbſt unter dem Schein der Handlung, nicht den geringſten feſten Aufenthalt verſtattet, war wohl das Haupthinderniß der Anpflanzung dieſer Religion

ligion in dieſem Königreiche. Dieſe Strenge iſt den Miniſtern von Tunkin nicht zu verdenken; ſie haben die Beyſpiele ihrer Nachbarn vor ſich, und wie oft Portugeſen, Holländer, Engländer, Franzoſen, ſich als Kaufleute einzuniſteln und dann zu Herren des Landes zu machen wußten.

10.

Wiſſenſchaften — Künſte und Handwerke — Fiſchfang.

Alle Wiſſenſchaften in Tunkin wie in Sina, werden aus den Büchern des Con-fu-tze und ſeiner Commentatoren oder Ausleger geſchöpft; ſie betreffen, Abhandlungen über die Moral, Mathematik, Phyſik, Aſtronomie, und die Kenntniſſe der Geſetze und Landesgeſchichte. Wer dieſes verſteht, wird, ſo eingeſchränkt auch ſeine Kenntniſſe immer noch ſind, unter die erleuchtesten Männer der Nation gezählt. Nichts iſt noch unvollkommener als ihre geographiſche und aſtronomiſche Wiſſenſchaften; ihre Anhänglichkeit an ihren alten Gebräuchen, wird auch nie groſſe Fortſchritte in dieſen Fächern von ihnen erwarten laſſen. Ihre Geſchichtskunde ſchränkt ſich auf die Begebenheiten ihres Landes ein. Die Verfertiger der öffentlichen Annalen, die auf Befehl des Fürſten arbeiten, würden mit dem Tode beſtraft werden, wenn ſie das geringſte hineinmiſchten, das eine Beziehung auf die Geſchichte fremder Länder hätte. Aber die Moral des Con-fu-tze, ihre eigene Geſchichte, die Geſetze und Gewohnheiten des Reichs haben ſie vollkommen

men inne. Die Gelehrsamkeit wird in Tunkin sehr geachtet, weil sie der einzige Weg ist, zu Ehrenstellen zu gelangen, und die Gelehrten allein den Adel des Landes ausmachen. Sie müssen durch verschiedene Grade durch, ehe sie die Aemter und Würden erhalten können, die blos die Belohnung litterarischer Verdienste sind. Der erste Grad ist der Singdo oder ohngefehr unser Baccalaureus; der zweyte der Hung-cong oder Lizentiat, und der dritte der Tuney, oder Doctor. Man wählt aus den Doktoren den geschicktesten zum Trangivin, oder Präsidenten der Wissenschaften. Jedermann kann in seiner Provinz den ersten Grad erhalten, und es ist sogar leicht ihn zu bekommen, wenn man nur ein wenig Anlage hat. Fühlt man sich nicht die gehörigen Eigenschaften, um aufgenommen zu werden, das heißt die gewöhnlichen Ausarbeitungen zu verfertigen, so wird ein Gelehrter von höherem Grade, mit dem Candidaten, der ihn dafür bezahlt, eingelassen, und verfertigts in seine Seele. Es kostet mehr Schwierigkeiten zum zweyten Grade zu gelangen, und jeder muß da in Person die gesetzten Bedingungen erfüllen. Der dritte Grad wird nur durch eigenes Verdienst, und unter den schärfsten Prüfungen, erwor[illegible] Man kann zum Doktor nur in der Residen[illegible] Gegenwart des Königes, und in einer allgemei[illegible] Versammlung aller Kandidaten, aufgenommen werden, die nur alle drey Jahre gehalten wird. Das Examen besteht in einer Ausarbeitung, wozu der König den Gegenstand angiebt. Diese Ausarbeitung geschieht in einem

vers

verſchloſſenen Park, wo jeder Kandidat ſeine Zelle hat, in der er arbeitet. Der Abhandlung ſind eine beſtimmte Anzahl Blätter, Zeilen und Schriftzüge vorgeſchrieben. Die erſte Vollkommenheit beſteht in der Richtigkeit der letztern; ein einziger falſcher Punkt ſchließt den Kandidaten von der Doktorwürde aus. Auf die Tüchtigkeit der Schlüſſe und Feinheit der Gedanken wird eben ſo ſcharf Rückſicht genommen. Alles dieſes ſetzt Leute von Wiſſenſchaft und Kopf voraus, und daher kommt es daß von 1000 Kandidaten, ſelten mehr als acht oder zehn zu Doktoren creirt werden. Dafür ſind aber auch die Zügel und die Stützen des Staats in den Händen der Würdigſten. Verderbniß, Partheilichkeit, Leidenſchaft, die ſonſt bey allem was im Königreiche vorgeht, den Vorſitz führen, weichen hier der Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit. Die Examinatoren, die ſich durch Beſtechung oder andre Mittel gewinnen lieſſen, würden am Leben geſtraft werden, und man hat mehr als ein Beyſpiel, daß dieſes ſtrenge Geſetz pünktlich befolgt worden iſt. Uebrigens iſt keine gewiſſe Zeit für's Studiren feſtgeſetzt. Es giebt Gelehrte die ihre Grade erſt nach 15, 20 oder 30 Jahre Studiren erlangt haben. Viele bringen ſogar ihre ganze Lebenszeit mit vergeblichen Verſuchen zu, ohne ihren Zweck zu erreichen. Die meiſten begnügen ſich in dem Orden der Gelehrten zu ſeyn; ſie wählen ſich niedrigere Aemter, und werden Secretaire in den Provinzen und bey den Mandarinen; Bedienungen, die weniger Wiſſenſchaft und Beredtſamkeit, als Leichtigkeit und Zierlichkeit im Schreiben vorausſetzen, aber mit gewiſſen Privilegien

legien verſehen ſind, die ihnen die Vorzüge eines Gelehrten verſchaffen.

Obgleich in den Hauptörtern öffentliche Profeſſoren angeſtellt ſind, die aus der untern Klaſſe der Gelehrten gezogen und vom Könige beſoldet werden, und jedes Dorf ſeine Schullehrer hat, ſo iſt doch kein gewiſſer Curſus der Wiſſenſchaften beſtimmt, und man erſcheint in den verſchiedenen Prüfungen, wenn man ſich tüchtig fühlt, beſtehen zu können. Nächſt guten, natürlichen Geiſtesgaben, hängt der Erfolg hauptſächlich vom Gedächtniß und der genauen Kenntniß der ſineſiſchen Schriftzüge ab, deren Anzahl ſo groß als Worte in der Sprache iſt. Die Würden gehn nur auf den, der ſie wirklich genießt, und die damit verknüpfte Ehre kömmt nicht auf ſeine Abkömmlinge, wenn er todt iſt. Die unmittelbare Erben des Namens der vornehmſten Perſonen im Staat, haben blos den Vortheil, daß ſie von den öffentlichen Abgaben und Frohnen frey ſind, aber ihre Kinder fallen wieder in die unterſte Klaſſe zurück, wenn ſie ſich nicht, wie ihre Vorfahren, durch perſönliches Verdienſt emporzuſchwingen wiſſen. Ein ſehr vernünftiges Geſetz, das Gleichheit in einem Staat zu erhalten dient, wo man keinen andern Adel kennt, als den, den hervorſtechende und perſönliche Eigenſchaften gewähren.

Nicht jedermann darf ſich auf die Mathematik legen; thut er es ohne Erlaubniß, ſo wird er als ein Aufwiegler angeſehn, weil man in Tunkin überzeugt iſt, daß der Himmel über das Schickſal

ſal der Könige und Reiche waltet, und die Mathematick für die Wiſſenſchaft der Geheimniſſe des Himmels gilt. Der König ſucht alſo ſelbſt unter den Doktoren vom erſten Range ſeine Mathematiker, unter dieſem Titel, aus. Nur dieſe allein, dürfen dieſe Wiſſenſchaft ſtudiren, und ſo viel in ihren Kräften iſt zu ergründen ſuchen, allein ſie verderben ſie durch ein Gemiſch von Sterndeuterey und Wahrſagerey, mit der ſie ſich auch abgeben müſſen, um die neugierigen Fragen des Königs, ſeiner Damen und der Groſſen des Hofs zu befriedigen.

Erſt ſeit der Ankunft der Europäer in Tunkin, fangen ſie an einigen Begrif von fremden Völkerſchaften zu bekommen, und daß es mehr Länder und Nationen geben könne, als Sina und ihre Nachbarn: aber in den übrigen Theilen der Erdbeſchreibung, und der Eintheilung unſrer Kugel in Land und Waſſer, ſind ſie noch eben ſo ſchlecht bewandert. Ihre Auslegungen der gewöhnlichſten Naturbegebenheiten ihres Klimas, ſind im höchſten Grade abgeſchmackt und lächerlich. Unſre metaphyſiſche Spekulationen kommen ihnen als leere und unnütze Hirngeſpinnſte vor, und in der Sittenlehre halten ſie ſich an dem was in ihren alten Büchern ſteht, ohne weitere Prüfung oder Kritik.

Die Tunkineſer ſtudiren keine fremde Sprache, nur der König hat Dolmetſcher in der ſineſiſchen und portugeſiſchen, und dem Idiom einiger benachbarten Königreiche. Die portugeſiſche

Spra-

Sprache iſt unter allen europäiſchen, deswegen die allein bekannte in Tunkin, weil in ganz Oſtindien ein verdorbener Schnickſchnack derſelben die Sprache des Handels und der ſchwarzen Lootſen der Schiffe von Batavia iſt, und viele tunkineſiſche Kaufleute, ſie ſo wie ihre Handlungsbediente allein verſtehen und gebrauchen. Wie Wundarzneykunſt und mediciniſche Wiſſenſchaft hier beſchaffen ſeyn, habe ich ſchon oben einen Fingerzeig gegeben; ich füge noch hinzu, daß jedem frey ſteht, dieſe Kunſt, wie ein andres Handwerk zu treiben, Schüler zu ziehen, und ohngeſtraft fortzukuriren, ohne ein Examen oder die Erlegung irgend einer Taxe bezahlen zu müſſen. Einige Wundärzte laſſen ſich Wundärzte des Königs nennen, um einen Namen und viele Kunden zu erlangen, und dieſe müſſen ſich vor denen dazu beſtellten Perſonen, examiniren laſſen. Ein Hauptwerk bey dieſem Examen iſt, ob der zu Prüfende, die Kräuter von einander unterſcheiden kann, die er zur Kur der Krankheiten braucht, obgleich dieſe Kräuter unter einander gehackt und gemengt ſind. Man pflegt auch die, von ihnen geprieſene Arzeneyen, an ihnen ſelber zu verſuchen, Zweifelsohne in der Abſicht, ob nichts ſchädliches darin ſey. Reiche ſetzen eine Belohnung darauf wer ſie kurirt; Aerzte und Chirurgi verſammeln ſich bey ihnen, jeder giebt ihnen von ſeinen Arzeneyen, die auf der Stelle bezahlt werden, und die Belohnung erhält derjenige, deſſen Mittel eine merkliche Aenderung zum Guten in der Krankheit herfür gebracht hat. Trotz der Ueberhäufung mit ſo vielen Arzeneyen, pflegt die Krank-

heit

heit nicht ſchlimmer, ja oft gehoben zu werden, auch Eiferſucht unter den Aerzten, iſt hier nicht gewöhnlich.

Es giebt einige Maler in Tunkin, die zur Verzierung der Tempel und vornehmſten Häuſer gebraucht werden: einige unter ihnen verrathen Geſchmack und würden etwas leiſten können, wenn ſie gute Unterweiſung annähmen, ſo aber kleben ſie an ihren alten Vorurtheilen, und vervollkommnen ſich ſchwerlich. Die Bildhauerey ſchränkt ſich auf die Verfertigung einiger ungeſtalteter und willkührlicher Götzenfiguren ein, und je abſcheulicher und ſonderlingiſcher ſie ſind, deſto gröſſeres Verdienſt ſcheint ihr Verfertiger erbeutet zu haben. Die Kupferſtecherkunſt iſt hier unbekannt, aber man kennt hier wie in Sina die Kunſt zu drucken; und, nach der Verſicherung der Miſſionarien, verſtehn ſie ſich recht gut die Heiligenbilder abzuziehn, wozu man ihnen die Platten aus Europa mitbringt. Von ihrer Baukunſt iſt ſchon oben geſprochen worden, und in der Schiffszimmerarbeit ſind ſie nicht glücklicher: ihre Fahrzeuge taugen nur zu kleinen Reiſen, obgleich man einige glücklich von Tunkin nach Siam hat kommen ſehn. Die meiſten Fahrzeuge ſind bedeckt, die zur Fiſcherey auf dem Meere ausgenommen. Das beſte Holz in Tunkin zum Schiffsbau, wächſt in der Provinz Nghe-an; ſtatt der Seile und Stricke bedient man ſich der Lianen, und die Segel beſtehn aus Matten, die wegen ihres Umfangs ziemlich ſchwer ſind; nur die Schiffe der Mandarine führ-

ren

ten welche von Leinewand. Die Decke der Fahrzeuge ist eine Bambus Hürde, mit grossen Blättern versehn, wo kein Regen durchdringen kann. Man geht ganz sicher auf diese Art vom Tillac, und verrichtet daselbst alles was zur Regierung des Schiffes erfodert wird. Der Firnis oder Lack vertritt die Stelle des Theers und ist dauerhafter als dieser. Diese kleine Fahrzeuge sind eben so gut zum Ruder als Seegel eingerichtet. Auf den Schiffen der Mandarine geschieht das Manoeuvre nach dem Schall zweyer kleinen Stöcke von einem klingenden Holz, oder einer Glocke mit dem Schwengel, wornach sich die Gleichheit der Bewegung der Matrosen richtet. Sie gehn und durchschneiden das Wasser mit erstaunlicher Geschwindigkeit, sie sind zierlich gebaut, und man findet alle Bequemlichkeiten eines guteingerichteten Hauses darauf.

Die Tunkineser bedienen sich gewöhnlich auf ihren Kanälen und kleinen Flüssen gewisser, von männlichen Bambus geflochtener Kähne, die mit einem Mastix, der aus rothen Wurzeln und Erde besteht, überzogen sind. Nichts gleicht der Leichtigkeit und Schnelle ihres Gangs. Man schaft sie mit leicher Mühe von einem Ort zum andern. Es ist eine Art Hausgeräths das in allen Hä-sern, sonderlich in den Provinzen des platten Landes gefunden wird, weil es bey den Ueberschwemmungen, die gegen den fünften Mond sich einstellen, zur Verrichtung der Geschäfte unumgänglich nothwendig ist. Auch ausser dieser Zeit bedient man sich ihrer, Waaren und Früchte

von einem Dorf zum andern zu schaffen. Ueberhaupt besitzen die Tunkineser eine wunderbare Geschicklichkeit in Führung kleiner Fahrzeuge. Man sieht sie mit Schiffchens über die schnellsten und breitesten Ströme setzen, die nicht über vier Fuß lang sind, und wobey sie kein anderes Ruder als ihre Hand, oder höchstens einen Stock haben.

Alle zur menschlichen Nahrung und Nothdurft unumgängliche Handwerke werden auch in Tunkin getrieben, und das Volk hat zu viel Vertrieb mit Sinesern, als daß es ihnen nicht in vielen Stücken nachthun sollte, aber an Verfeinerungen, oder neue Erfindungen, ist nicht zu gedenken. Es wäre unnütz und sogar gefährlich auf Verbesserungen und neue Erfindungen zu sinnen, sollten sie auch nützlicher bequemer und weniger kostbar seyn. Jedes Handwerk treibt seine Arbeit mit den simpelsten Werkzeugen, und vieler Leichtigkeit. Ein Zimmerman oder Tischler verbirgt sein ganzes Handwerksgeräthe, wenn man das Beil ausnimmt, das sehr schmal ist, in einem Bambusrohr, und es reicht hin, die schönsten Arbeiten, und zwar mit erstaunlicher Hurtigkeit und Geschicklichkeit zu verfertigen. Ein englischer Zimmermann der über die Beschaffenheit und geringe Anzahl der Werkzeuge eines tunkinesischen Zimmermanns spottete, wurde von diesem aufgefodert, ein Stück Holz so geschwind zu behauen als er; der Engländer nahm die Auffoderung an: und der Tunkineser hatte schon sein Werk vollkommen geendigt, ehe jener noch mit der Hälfte von

dem

dem ſeinigen fertig war. Im Grunde ſind die europäiſche Werkzeuge beſſer und ſicherer, und werden nach Regeln gehandhabt, welche die Indier nicht kennen: aber dieſe haben die Gewohnheit und ein richtiges Augenmaas für ſich, denn ſie arbeiten, ohne, dem Anſehn nach, ein Maas zu nehmen.

Eine groſſe Anzahl von Profeſſionen und Handwerken, die in Europa üblich ſind, vertragen ſich nicht mit der Lebensart dieſer Länder, und ſind alſo hier völlig unnütz; ſo giebt es keine Becker, Köche, Peruckenmacher in Tunkin, ſo wenig als Mühlen und Oefen. Die Waffenſchmiede arbeiten blos für den Dienſt des Königs und ſeiner Truppen. Man findet einige Eiſenarbeiter und Goldſchmiede, die Kupfer, Silber und Gold verarbeiten. Alle dieſe Leute ſind mit einem ſehr mäſſigen Lohn zufrieden. Ein tunkineſiſcher Goldſchmidt, der einen ganzen Monath lang, in dem Hauſe der Mißionsvorſteher Kelche und anderes Altar-Geräthe verfertigt hatte, war ſehr zufrieden, als er zehn Franken (ohngefehr fünf Gulden) für ſeine Mühe erhielt. Ueberall giebt es Töpfer, und jedermann verſteht Schieſspulver zu machen. Faſt alle Frauenzimmer ſind beſchäftigt, Leinewand und ſeider-Stoffe zu ihrem Gebrauch zu verfertigen.

Der Fiſchfang iſt das Hauptgeſchäfte des größten Theils des Volks; aber die Art in Flüſſen, Kanälen, Teichen und dem Meer zu fiſchen, iſt ſehr mannichfaltig. Man richtet an dem Ufer der Flüſſe, die Ebbe und Flut haben, leichte und

nicht

nicht sehr dichte Hürden auf; jedes Fischerfahrzeuge steckt deren eine ziemlich lange Reihe. Die Fluth bedeckt sie, und der Fisch, der gewohnt ist, mit ihr zu kommen, und Nahrung am Strand zu suchen, findet sich, wenn die Flut ablauft, zurückgehalten. Eben so verfährt man auch am Gestade des Meers, nur mit dem Unterschied, daß die Palustraden fest, und mit grossen Pfeilern versehn sind, und Winkel formiren, an deren Spitzen man enge Hürden stellt, wo der Fisch nicht durch kann. Auf diese Art fängt man Fische in so grosser Menge, daß die Fischer mit Vergnügen, denen Fahrzeugen die eben vorbey fahren, von ihrem Vorrath mittheilen. Die Tunkineser fangen auch den Fisch mit Feuer; indem sie grosse Bündel von indischem Rohre anzünden, und vor dem Fahrzeuge hertragen lassen, da denn der, von dem Schein erschreckte Fisch, von selbst in Kahn springt. Noch eine andere weit ruhigere und angenehmere Fischerey, geschieht nur bey heiterm nächtlichen Himmel und schönem Mondschein. Die Kähne, deren man sich dazu bedient, sind lang und schmal, auf jeder Seite wird, so lang wie der Kahn, ein, zwey Fuß breites, Bret, befestigt, das mit einem weissen und leuchtenden Firnis überzogen, und gegen die Fläche des Meeres, und das Licht des Mondes, in sanftem Abhange gekehrt ist. Der Mond spiegelt sich darinn und macht den Firniß noch weisser; der Fisch, der auf dem Wasser spielt, springt auf das Bret, und fällt in die Hände des Fischers, der im Kahne liegt und lauscht. Andere fischen auf Stelzen, zwölf bis funfzehn Fuß hoch, indem sie

das Netz hinter sich herziehen: verfehlen sie das Gleichgewicht, so fallen sie ins Wasser, und ertrinken nicht selten, ob sie gleich fürtrefliche Taucher sind, und sogar in den schnellsten Strömen, den Fisch bis in seine verborgenste Schlupfwinkel verfolgen, und mit der Hand fangen. Noch andere wagen sich auf einem einzigen Brete auf das Meer; sie stehen mit einem Fusse darauf, der andere dient ihnen zum Steuer, und so setzen sie dem Fische mit wundernswürdiger Geschwindigkeit nach. Ganze Dörfer und Flecken, die am Strand des Meeres liegen, fischen mit einem und demselben Netze, das gewöhnlich von Seide ist; achtzig oder hundert Personen haben, jede, ihren bestimmten und bezeichneten Theil daran. Man bringt das Netz auf Fahrzeugen weit ins Meer hinaus, unterdessen daß die Interessenten am Gestade sind, um es ans Land ziehen zu helfen. Jeder bekommt von den Fischen, was in dem Theile des Netzes, den er unterhalten muß, befindlich ist; bey günstiger Witterung sind diese Fischzüge sehr reichlich. Man fischt auch auf der See mit Angeln; die Kähne dazu sind klein und leicht, und jeder mit einigen hundert Angeln versehen, die in 24 Stunden nur einmal und allezeit bey Nacht ausgeworfen werden. Die schönsten Fische werden auf diese Art gefangen; man salzt sie ein, oder dürrt sie, und sie werden in die entlegensten Provinzen verführt.

Zu gewissen Zeiten lassen sich in den Meeren von Tunkin sehr grosse Fische blicken, die man mit der Harpune fängt. Verschiedene

Boote

Boote vereinigen sich dazu, und wenn sie ihn harpunirt haben, so entfernen sie sich auf das schnellste, weil seine Bewegungen so heftig sind, daß er die Boote umschmeissen würde. Sie folgen seiner Blutspur von ferne nach, bis er oben auf dem Wasser schwimmt, da sie denn, vermittelst eines Seils, ihn ans Land ziehn. Diese Fische sind von dem Geschlecht der Walfische. Das Meer warf vor einiger Zeit einen von ungeheurer Grösse auf den Strand; der König, als er es erfuhr, sendete Mandarine ab, ihn auf das ehrerbietigste zu empfangen, und liess den Theil des Körpers, der ausser dem Wasser lag, mit Matten bedecken; man brauchte hundert dieser Matten, jede zwey bis drey Fuß breit. Vermuthlich glaubte der Hof, es wohne die Seele irgend eines furchtbaren Genius in diesem Fische, denn man trift einige Tunkineser an, welche die grossen Schlangen und Fische ehrfurchtsvoll grüssen, und sie weder zu fangen noch zu tödten wagen. Von Zeit zu Zeit werden die Küsten von Tunkin von gewissen, fremden Fischen besucht, die in dichten und geschlossenen Kolonnen, wie unsre Heringe ziehen; die Fischer, die glücklich genug sind auf ihre Züge zu treffen, fangen ihrer eine ungeheuere Menge; allein so vortheilhaft ihnen auch diese Fischerey ist, so haben sie doch noch keine gewisse Zeit anzumerken gelernt, wenn diese Zugfische wieder kommen.

II.

Innerer und auswärtiger Handel — Münzwesen — Werth des Goldes und Silbers — Waaren so Tunkin eigen sind — Art das Salz daselbst zu machen.

Die unglückliche Politik die in den meisten Morgenländern herrscht, daß der Unterthan nicht zu begütert und zu mächtig werden müsse, um nicht in Versuchung zu gerathen, das Joch einer gänzlichen Unabhängigkeit abzuschütteln, dessen Tragung doch für die Sicherheit des Staats so nothwendig gehalten wird, hat auch in Tunkin Aufmunterung und Freiheit im Handel und Wandel niedergedrückt, und wenn gleich einige Kaufleute Muth und Mittel finden, sich über diese Vorurtheile des Despotismus hinwegzusetzen, und sich einiges Vermögen zu erwerben, so sind sie doch genöthigt, den Mandarinen die an den Gränzen kommandiren, so viele ansehnliche Geschenke zu machen, daß sie fast gar nichts von Gewinn übrig behalten. Die Sineser selbst, auf denen fast allein der auswärtige Handel von Tunkin beruht, sehen sich diesen Erpressungen ausgesetzt, und der König schließt die Augen da zu, weil er leichter über die Güter und Personen eines Beamten schaltet, der sich durch Ungerechtigkeiten bereichert hat, als eines Volks das nach und nach reich, und zugleich vermittelst des Handels, durch seine Connexionen mit Fremden, leicht fürchterlich wird. Wenn man die Sineser ausnimmt, deren Verkehr und Fleiß dem Königreiche unentbehrlich geworden sind, so will

will der übrige Handel zwiſchen tunkineſiſchen und fremden Kaufleuten wenig ſagen. Vor dieſem hatten die Portugeſen, Franzoſen, Engländer und Holländer hier Comptore, und die beyden letztern Nationen ſogar in der Hauptſtadt. Es iſt noch ein Damm vorhanden, den die Holländer anlegten, um den Lauf eines Fluſſes zu brechen der ihre Beſitzung untergrub; nach ſeinem Model ließ der König, einen andern an dem Fluß hin aufführen, der ſonſt ohne dieſe Vorſicht längſt einen Theil des Bodens der Reſidenzſtadt weggeſchwemmt haben würde. Die Spanier haben auch verſchiedene Reiſen dahin gethan, aber mehr in der Abſicht die Miſſionen der Chriſten zu unterſtützen, als aus irgend einem Intereſſe.

Unter die ſineſiſchen Waaren gehören die Arzeneyen und mediciniſche Kräuter, da Tunkin deren nicht genug hervorbringt, und man hingegen in den weiten Strecken von Sina alles findet was man von dieſer Sorte verlangen kann. Zwar ſchrieb ein tunkineſiſcher Mandarin ein Buch, worinn er die Tugenden der einheimiſchen Pflanzen und Arzeneyen, und daß alle Krankheiten damit geheilt werden könnten, deutlich auseinander ſetzte; die Regierung billigte auch ſeine Schrift, allein Gewohnheit und der Ruf der Treflichkeit, in dem, wie wir oben angeführt haben, die ſineſiſchen Arzte vorzüglich ſtehen, behaupteten den Platz, und man braucht jene nur, wenn man dieſe nicht haben kann.

Auſſer dieſen Arzeneyen handeln noch die Sineſer in Tunkin, 1) mit Thee; den der im Lande iſt zu ſcharf und grob, und verdient den Nqmen nicht: 2) mit Porcellan; aber nicht von der Art wie ſie's bey ſich führen, oder an die Europäer verkaufen: ſie bringen nach Tunkin nur Taſſen von verſchiedener Gröſſe, und Unterſchaalen, die hier ſtatt der Schüſſeln dienen; auf keinem andern Geſchirre wird hier zu Lande geſpeiſet: 3) mit ſeidenen Stoffen; zwar iſt die Seide in Tunkin gemeiner als in Sina, allein man weiß hier nicht Damaſt, Sammt, goldene und ſilberne Brokade, brochirte Taffete, und andere dergleichen Stöffe zu verfertigen: 4) mit verſchiedenen Arten Leinewand, die im Lande weder gemacht, noch ſo gut wie in Sina oder Indien gefärbt werden: 5) mit kandirten oder Caſſaun-Zucker; die Tunkineſer haben einen Ueberfluß von dieſer Materie, verſtehen ſie aber nicht zu läutern, oder ſo zuzubereiten, daß ſie ſich hält: 6) mit Weitzen- und Gerſten-Mehl; wenn ſie dieſe Früchte in Körnern einführen, ſo dürren ſie ſolche vorher wohl, damit der Keim erſtirbt und man ſie nicht ſäen kann, denn ſie würden recht gut in den hohen Ländereyen von Tunkin fortkommen, wenn ſich das Volk nur auf ſeine Kultur verſtünde; aber ſo weiß es nicht einmal zu mahlen, oder ſich Mehl zum Brodbacken zu verſchaffen. Die Miſſionarien, um die Meßbrode zu haben, lieſſen von ihrem Geſinde den Weitzen mit Waſſer feuchten, hierauf zwiſchen zwey Steinen, oder in einem Mörſel zu Teig zermalmen, und dieſen mit Waſſer anmachen: das Mehl fällt hierauf auf den

Boden

Boden des Gefäſſes: 7) mit eiſernem und kupfernem Küchengeſchirre: der Abſatz davon iſt ſehr groß, weil es allen Ständen nothwendig, und bequemer als das innländiſche iſt: 8) mit Eiſen; denn das tunkineſiſche iſt brechend und ſchickt ſich ſchlecht zu feinen Arbeiten; die ſineſiſchen Eiſenarbeiter ſind auch weit geſchickter als die hier zu Lande: ſie pflegen alle ihre Geräthſchaften, Amboß und Blasbalg mit ſich zu ſchleppen, wenn ſie wo arbeiten: 9) mit Gewürzen, als Pfeffer, Nelken, Zimmet, Muscatnuſſen, und mit verſchiedenen Sorten trockner Konfituren: 10) mit Flachs und Garn: weben viel zu gewinnen iſt, weil wenig davon in Tunkin wächſt, und man, aus Sparſamkeit, alles von Seide machen muß: 11) mit Wachs und Baumwolle: ſo häufig man dieſe Artikel in Tunkin antrift, ſo ſind ſie doch in Sina noch weit gemeiner und wohlfeiler: 12) mit Glaswerk, kleinen Spiegeln, Ferngläſern, Flaſchen von weiſſer Glaß und Glas-Körnern, die auch von einem gewiſſen Teig gemacht werden, auf deſſen Zuſammenſetzung ſich die Sineſer verſtehn, und der dem Glaſſe vollkommen gleich kommt. Sie verfertigen tauſend Kleinigkeiten daraus, die ſie bey dem unwiſſenden und neugierigen Volk ſo gut als möglich loß werden, das oft ſich des nöthigſten beraubt, um nur dieſes Puppenwerk zu kaufen.

Die Sineſer treiben noch eine Menge andrer Handwerke und Künſte, wovon ſie das Geheimniß den Eingebohrenen nicht mittheilen, damit ſie ihnen immer unentbehrlich bleiben. Auch iſt man hier überzeugt, daß ſie die Hand bey allem

lem haben müssen, wenn was Gutes und vollkommenes herauskommen soll. Ihnen überläßt man die Besorgung der Bergwerke, und das Schmelzen des Gruben-Goldes, Silbers und Kupfers: sie sinds, die die schönsten Bücher drucken und die Kupfer dazu stechen. Bey ihrer Verschmitztheit und Verschlagenheit, wenden sie alle Ränke von der Welt an, um ihren Kredit in Tunkin aufrecht zu erhalten und sich nothwendig zu machen. Sie verstehen sich unter einander, und halten oft mit den Waaren, nach denen man am meisten begierig ist, plötzlich inne, bis dieser Verzug die Neugier noch mehr gereitzt, und ihren Werth noch einmal so hoch gesteigert hat.

Sie behalten in Tunkin ihre Nationaltracht und Gebräuche, sie kommen zu Wasser und zu Lande dahin, die meisten aus den Provinzen Fokien und Canton, einige auch von der Insel Haynan und Batavia. Die letztern bringen, ausser denen Waaren, deren oben Erwähnung geschehen ist, auch noch viele gegerbte Ochsen- und Büffel-Häute mit, die in Tunkin sehr gesucht werden, weil das Leder dort sehr selten ist, da ihre Häute theils übel zugerichtet sind, theils sie auch fast alle Thiere mit Haut und Fell zu essen pflegen: ferner mit wollenen Stoffen und Tüchern, worinn der König seine Truppen kleidet, und die von den Mandarinen und Reichen ebenfalls stark gekauft werden: auch mit gemalter indischer, und breiter Leinewand, weil die Frauenzimmer, welche die Leinewand in Tunkin weben, um desto weniger Mühe zu haben, ihre Leinewand sehr schmal lassen.

Alle

Alle Waaren aus Europa finden hier groſſen Abſatz; kurze Waaren, Uhrwerke, Seife, Salben, Kupferſtiche, ſind ſehr ſchnell verkauft. Ueberhaupt kommt es bey dieſem Handel mehr auf gemeine Waaren, von geringem Werth und leichtem Abſatz, als auf Koſtbarkeiten an, die nur von den Mandarinen und den Frauenzimmern und Bedienten des Königs gekauft werden würden, von denen es ſchwer hält ſeine Bezahlung zu erhalten, ſelbſt wenn man ihnen die Waaren für den von ihnen ſelbſt beliebten Preiß, läßt.

Als die Engländer in Tunkin handelten, brachten ſie beinahe dieſelben Waaren dahin, wie die Sineſer, nur von beſſerem Gehalt und beſſer ausgeſucht; ſie erhielten ſie aus ihren Magazinen zu Madras, allein, weder Perlen noch koſtbare Steine waren darunter begriffen, weil dieſe hier wie in Sina, weit unter ihrem Werth ſtehen. Falſche Steine würden ſich beſſer verkaufen, und es wäre vielleicht viel dabey zu gewinnen, zumahl wenn man Sorge trüge, ſie gut faſſen zu laſſen. Vom Volke iſt unterdeſſen wenig zu gewinnen, man müßte denn auf Tauſch handeln, denn das Land iſt ſo arm, daß der Käufer immer drey oder vier Monate Kredit begehrt, welches denn den Verkäufer groſſen Riſicos, und Schwierigkeiten wegen der Bezahlung, ausſetzt.

Sobald ein Schif an der Mündung eines Fluſſes ankommt, wird dem Hofe Nachricht davon gegeben, der eine Parthey Soldaten abſchickt, um darauf Acht zu haben; da aber gewöhnlich

eine

eine ziemliche Zeit hingeht, ehe dieſes Kommando eintrift, ſo macht man ſich dieſen Verzug zu Nutze, um die beſten Waaren, heimlich ans Land zu ſchaffen, und die Miſſionarien bedienen ſich ebenfalls dieſes glücklichen Augenblicks, ſich verkleidet, und mittelſt der Wegweiſer, die ihnen die hieſigen Neubekehrten verſchaffen, ins Reich zu ſchleichen. Die beſte Verkleidung iſt die National-Tracht. Die ſineſiſchen Fahrzeuge haben Erlaubniß bis an die Lager der Statthalter der Provinzen, oder die Haupt-Flecken und Städte zu fahren; die mehreſten ſchiffen ſogar bis zur Hauptſtadt der mittäglichen Provinz, einer der bevölkertſten und gröſten Städte des Reichs. Vor dieſem genoſſen die Engländer eben dieſer Freiheiten, allein jetzt müſſen ſie fünf oder ſechs Meilen von der Mündung des Fluſſes im Meere liegen bleiben, ſeitdem ein Schiffscapitain ihrer Nation, den der König, wegen Schleichhandel, durch ſeine Galeeren und Soldaten aufheben laſſen wollte, ſich glücklich durchſchlug, und ſeine Verfolger mit ſeinem Geſchütz übel zurichtete: dieſe Begebenheit unterbrach ein zehn oder zwölf Jahre den Handel der Engländer nach Tunkin, erſt gegen 1740 fanden ſie wieder Zutritt, und mußten ſich den Geſetzen des Landes unterwerfen, die keinem Fremden Waaren auszuladen oder zu verkaufen verſtatten, ehe er nicht die Erlaubnis dazu erhalten, und die Abgaben entrichtet hat. Sie müſſen wie die übrigen Kaufleute, dem Könige, ſeinen Damen, und den Hof-Mandarinen die Waaren die ihnen am meiſten gefallen, um den Preiß laſſen, um den ſie ſie ſelbſt geſchätzt haben, und noch anſehnliche Geſchenke

ſchenke dazu machen, um ihre Bezahlung zu erhalten. Man hat hie zu Lande keine andere Münze, als runde kupferne Pfennige, ſtatt des Gepräges mit 4 Characteren verſehn, die den Namen des Königs ausdrücken. Dieſe Pfennige haben in der Mitte ein viereckes Loch, um ſie anreihen zu können. Sechszig machen eine Maſſe, zehn Maſſen einen Quan, oder ohngefehr drey Livres franzöſiſcher Münze aus. Der Quan wiegt vier oder fünf Pfunde; man ſchlieſſe nun, wie beſchwerlich es iſt, eine beträchtliche Summe bey ſich zu führen: da man aber ſelten in Tunkin reiſet, wenn es nicht in Handlungsgeſchäften geſchieht, und die Kaufleute faſt alle ihre Frachtfahrzeuge haben, ſo fällt es ihnen leicht, die Packte mit dem Gelde ſich nachbringen zu laſſen. Sobald die Schrift verwiſcht und nicht mehr leſerich iſt, gelten ſie nicht mehr, welches die Kaufleute, einem ſehr weſentlichen und unvermeidlichen Verluſt ausſetzt. Ueberdies hat auch dieſe Scheide-Münze keinen beſtimmten Werth, ſondern er ſteigt oder fällt nach dem Belieben des Hofs, der ſie ſchlagen läßt, und ihre Münzung, gegen eine gewiſſe Abgabe in den königlichen Schatz, an Entrepreneurs verpachtet: oder er läßt auch welche aus Sina kommen, und dieſe gelten hier ſo gut als die inländiſchen. So ſchlecht dieſes Geld iſt, ſo giebt es doch nirgends mehr falſche Münzer als hier, weil ihr Verbrechen für kein Staatsverbrechen gehalten wird, und ſie erſt nach vielen wiederholten Vergehungen der Art, am Leben geſtraft werden; man zählt dieſe letztern an den Fingern und Ohren

zuſam-

zusammen, die man ihnen abhaut, wenn sie ertappt oder überführt worden sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Sineser, das geitzigste und verschmitzteste Volk des Orients, diese Art Schleichhandel am stärksten treiben. Man beschuldigt sie noch überdem, alles alte Geld des Landes, das vom bessern Gehalte als das jetzt cursirende war, aufgewechselt zu haben, und schlechteres aus kupfernen Gefässen zu schlagen, das sie sehr theuer verkaufen. Die tunkinesische Münze gilt nicht in Sina, Canton ausgenommen, aber wohl die sinesische in Tunkin, wo sie ihren ganzen Werth beybehält. Eine so schlechte Münze, und die, unter verschiedenen Gepräge fast in allen Morgenländern cursirt, ist der unzweydeutigste Beweis von dem Ueberflusse und niedrigem Preisse der Lebensmittel und ersten Bedürfnisse.

Gold und Silber sind in Tunkin nicht als Münze, wohl aber als Waaren-Artikel gangbar, und die Metalle werden nach dem Gewichte verkauft oder vertauscht; man gebraucht sie nur bey wichtigen Käufen, und zu den Präsenten, die man dem Könige und den Mandarinen machen muß: das Volk weiß also beinahe kaum, was Gold oder Silber ist; selbst die reichsten Personen von gemeinem Stande, besitzen dessen sehr wenig, und das Gold das der König ausspendet, kömmt spät oder früh in seine Kästen zurück. Das wenige gemünzte das in Handel und Wandel circulirt, wird von den Sinesern, Holländern oder Engländern aus Japan gebracht

bracht. Unterdessen fehlt es Tunkin nicht an Minen von diesem kostbaren Metall; die Flüsse des Landes führen sogar welches in ihrem Sande bey sich; verschiedene Einwohner legen daher Arten von Gruben an, wohin sie den Lauf des Wassers leiten, und in einer Tiefe von fünf bis sechs Fuß, das Gold unterm Sande finden. Noch häufiger findet man es in den Felsenritzen und dem Fall der Quellen, die dort entspringen, welches noch unbekannte Minen anzeigt; in einigen Kantons muß das Gold in noch grösserm Ueberflusse vorhanden seyn, weil man daselbst Enten blos wegen des Goldes hält, das man in ihrem Unrath antrift. Die Minen die im Gange sind, werden allein von Sinesern gebaut, und da niemand in Tunkin etwas vom Bergwerk versteht, so geben die Sineser von der Ausbeute was ihnen beliebt. Die Kupfer- Eisen- und Bley-Gruben bearbeiten die Eingebohrnen selbst, und verwenden's zu ihrem Nutzen, sie verstehen aber nicht die edlern Metalle von den gemeinen zu scheiden, das Gold und Silber, sowohl das einheimische als fremde, wird in kleine Stangen oder Barren gegossen; jede derselben wiegt zehn Unzen, die zwölf der unsrigen, oder ein und eine halbe Mark ausmachen. Die Unze Silber wird im Lande auf hundert Sols an Werth geschätzt, also ist der Werth einer Stange, funfzig Livres: die Unze Gold gilt 27 bis 30 Livres, eine Barre dieses Metalls von zehn Unzen, wird demnach zu 250 bis 300 Quan's, den Quan zu drey Livres gerechnet, verkauft. Der Preiß des Goldes und Silbers fällt und steigt, je nachdem es auf den

Märk-

Märkten wenig oder ſtärker geſucht wird. Da dem Könige und ſeinen Mandarinen, ſehr anſehnliche Geſchenke in Gold- und Silberbarren gemacht werden, und dieſe Herrn ſich nicht auf den innern Werth des Metalls verſtehen, ſondern von dem Geſchenke nach dem Gewicht und dem Scheine urtheilen, ſo gieſſen einige Barren, die bloß zu dieſer Abſicht beſtimmt ſind, und wozu ein Drittheil Zuſatz kommt; deswegen geben die Kaufleute lieber Barren als Landesmünze, denn bey der letztern können ſie nicht ſo betrügen. Auch iſt eine Stange Gold von zehn Unzen am Gewichte, beſſer bey ſich zu führen, als dieſelbe Summe in Kupfermünze, die 1500 Pfund wiegen wird. —

In Tunkin bedient man ſich ſelten im Kauf und Verkauf des Gewichts und Maaſes, oder wenigſtens geſchiehts mit geringer Richtigkeit, und nach dem Wohlgefallen der Intereſſenten. Gewöhnlich kauft und verkauft man nach der Hand und ohngefehrer Schätzung; das Getrayde wird auf dieſelbe Art gemeſſen, oder in Haufen genommen: die Leinewand und Stoffe werden über den Ellbogen gemeſſen, welches ſehr willkührlich iſt; Seide und Baumwolle haben ein gewiſſes Gewicht, das ihnen eigen, und im Lande allein üblich iſt; ein Knaul von einem Quintal z. E. muß ein Pfund wiegen; dieſes Pfund theilt ſich in Unzen, und wieder in Pfunde; nur Gold und Silber werden in Barren verkauft; und haben ein beſtimmtes, und durchs ganze Reich übereintreffendes Gewicht.

Die

Die Fremden führen aus Tunkin Firniß, rohe und verarbeitete Seide, als Gazen Gregrasme, oder starke Stoffe, die dem Gros-de-tour gleichen und sehr geschätzt werden; schöne und feine Leinewand von Baumrinde; verschiedene Arbeit von Perlenmutter, womit die hiesigen Arbeiter, sehr gut umzugehen wissen; Geflechte von Ratan, oder Rohr, sehr gut zu Meubeln und Teppichen zu gebrauchen, die wegen der Feinheit mit der sie gearbeitet sind, sehr gesucht werden; alle Arten kleiner Meublen, und lakirten Arbeiten, wovon man aber nichts ohne Erlaubniß des Königs absetzen kann; Ebenholz; Elfenbein; Schildkröt; Zimmt; Kupfer; Baumwolle, und viele andere, mehr oder weniger, kostbare, Waaren. Die Sinesser verführen sehr viele gesalzene Enteneyer; man überzieht sie mit einer Masse von gestossenem Ziegelstein und Salz, welches sie erhält; man ißt nur das Gelbe, womit man auch andere Speisen würzt. Die Ausfuhr des Reißes ist verboten; aber die Schiffe finden immer Mittel davon so viel zu bekommen als sie brauchen. Der König hat sich nur den ausschlieslichen Handel mit Zimmt und Kupfer vorbehalten, allein auch hierin waltet ein starker Schleichhandel unter seinen Unterthanen vor, weil es sehr selten zu geschehen pflegt, daß einer, eines solchen Verbrechens wegen, am Leben gestraft wird.

Der inländische Handel von Tunkin, und die Zufuhr der Lebensmittel die von allen Seiten zur Residenz und den Hauptstädten geschieht, unterhält ein beständiges Leben und Weben auf allen

len Straſſen, Kánälen, Flüſſen, und von einem Orte zum andern, alles iſt beſchäftigt, und das Geld des Landes, das eben nicht von der Art iſt, lange an einem Orte verwahrt zu werden, befindet ſich in beſtändigem Umlauf, und belebt den Handel und Wandel deſto mehr. Da dieſer Handel allein in Früchten und Lebensmittel von einem täglichen Abſatz beſteht, ſo kann er nicht anders als ſehr vortheilhaft für die ſeyn, die ihn treiben; ſie handeln die Früchte und Getrayde gleich nach den Erndten ein, und verkaufen ſie wieder in den erſten Monäten des Jahres mit einem Drittheil Profit. Trotz der Sicherheit des Abſatzes, und der kurzen Zwiſchenzeit zwiſchen Kauf und Verkauf, verſtehn ſich doch die Tunkineſer ſo ſchlecht aufs Spekuliren in der Art, daß kein Kaufmann Muth oder Stock genug hat, um auf einmal 2000 Thaler in dieſen Handel zu ſtecken. Freilich würde eine ſolche Summe in obigen kupfernen Müntzſorten, nicht wenig embarraßiren, und das iſt ſchon hinreichend, jedem indiſchen Handelsmann von dem nützlichſten Unternehmen abzuſchrecken.

Die Gegenſtände womit ſich dieſer innere Handel beſchäftigt, ſind:

1) Areca-Nüſſe, dürr oder grün; ſie machen das Haupt-Ingredienz des Betels aus, der in Indien eben ſo ſtark gebraucht wird, als der Toback in Europa, aber der Geſundheit weit zuträglicher iſt. Der Baum der dieſe Frucht trägt, iſt gerade, und hat, bey einer Höhe von

ohnge-

ohngefehr zwanzig Fuß, selten über sechs Zoll im Durchschnitt; er macht einen sehr angenehmen Blick fürs Auge; seine Blätter, von einem ziemlich muntern Grün, sind lang, breit, geschmeidig, und dienen alle Arten von Provision darin einzuwickeln, dieser Baum ist ausserordentlich häufig in Tunkin, und man findet ihn überall. Die, mit einer grünen Haut überzogene Frucht, hat keine harte Schale, und die Grösse einer kleinen Nuß; sie gleicht, wenn sie ihre Haut verloren hat, der Muskade. Am Baum und zur Zeit der Reife, sitzt sie im Gipfel, in Ballen von röthlicher Farbe; diese Vermischung mit dem Grün der Blätter, und ihre schöne Vertheilung, bildet gleichsam so viel liebliche Blumensträusse dem Auge. Wenn die Nuß reif ist, fällt sie ab, keimt bald im Boden, und zeugt einen neuen Baum, so, daß die Einwohner für ihre Fortpflanzung keine andre Sorge zu tragen brauchen. als die abzuhacken, die ihre Grösse erreicht haben, um so den jungen Luft zu schaffen. Man braucht die größten zu Masten, und die kleinen zu Latten und Palissaden. Diese Frucht ist so gemein, und zugleich so unentbehrlich, daß sie im Handel, statt Geldes, zur Bezahlung der täglichen Bedürfnisse des Lebens angenommen wird. Der Betel, wovon obiges Gemisch den Namen hat, ist das Blatt eines kriechenden Strauchs oder Art Liane, die, wie der Epheu sich um die jungen Bäume schlingt; dieses Blatt ist von länglichter Gestalt, spitzig am Ende, und breiter gegen dem Stiel. Die Art den Betel zu bauen, ist folgende. Man nimmt

nimmt zwey bis drey dieser Blätter, thut auf das eine einer Erbse groß Muschel-Kalk, wickelts zusammen, fügt ein Viertel von einer Areca-Nuß hinzu, und kaut dies Alles zusammen; doch ohne vom Saft etwas zu schlucken. Dieser sogenannte Betel macht den Speichel, die Zunge und Lippen roth, und würde in die Länge die Zähne schwärzen, wenn die Tunkineser nicht die Gewohnheit hätten, sie von ihrer Jugend an schwarz zu färben. Er giebt den Lippen die schönste Röthe von der Welt, läßt einen angenehmen Geruch im Munde zurück, stärkt den Magen, hilft der Verdauung, und wirkt für die, die ihn beständig brauchen, so viel, daß sie des Weins entbehren können. Die Europäer gewöhnen sich leicht daran, und lieben ihn am Ende so sehr wie die Morgenländer. Wenn die Areca-Nuß frisch ist, muß man sich wohl hüten sie zu essen; sie enthält alsdenn eine weisse, klebrige, widrige Materie, die, wenn man sie kaut, so sehr berauscht, als ob man sich in Wein betrunken hätte, doch begegnet dieses denen nicht, die schon lange an Betel gewöhnt sind. Sobald die Nuß trocken ist, verliert sie diese Untugend. Es ist gebräuchlich, bey allen Besuchen seine Betel-Büchse bey sich zu führen, und das gemeine Volk präsentirt sich untereinander den Betel, wie wir unsern Toback.

2. Landes-Produkte allerhand Art, wovon die hauptsächlichsten im zweyten Abschnitte angegeben sind; sonderlich Reiß und die daraus gebrannte Wasser. Wenn der Geist abgezogen ist, wird

wird das Uebriggebliebene oder die Träber, zur Mäſtung der Schweine gebraucht, die, wie ſchon oben erwähnt geworden, in Menge aufgezogen werden.

3. Baumwolle in Flocken und geſponnen; kattunene oder baumrindene Zeuge. Man ſäet in Tunkin die Baumwolle alle Jahre. Eine leichte Bearbeitung des Bodens, und etwas feuchte Luft nachher, reicht hin, den Saamen zum keimen zu bringen. Es wächſt ein drey bis vier Fuß hoher Strauch empor, der eine gelbe Glockenförmige Blüthe, und eine Frucht, in der Gröſſe einer Nuß, trägt, die, wenn ſie reif iſt, ſich öfnet, und die Wolle zeiget. Man muß ſehr aufmerkſam auf ihre Einſammlung ſeyn, denn, wenn man nicht den günſtigen Augenblick erwiſcht, geht die Baumwolle gröſtentheils verlohren. Die Saamenkörner, groß wie Erbſen und ſchwarz, hängen an den Flocken. Es giebt noch eine andere Gattung von Baumwolle-Baum, der viele Jahre dauret, und ſehr unſern groſſen Roſenſtöcken gleicht; ſeine Baumwolle iſt weniger ſchön als die andre, aber von beſſerer Qualität, und ſein Saame zeugt fruchtbarere Sträuche. Die Zeuge, die man in Tunkin von der Baumwolle verfertigt, ſind von mittelmäßiger Güte, und man weiß ſie nicht anders als ſchwarz oder grau zu färben. Die baumrindene Zeuge, werden aus der Rinde eines Baumes gemacht, der dem Maulbeerbaume gleicht. Er kommt in den Wäldern ohne Wartung fort, und wird in kurzer Zeit groß; ſeine Aeſte brei-

ten

ten ſich ſehr in der Weite aus. Wegen ſeines erprobten Nutzens, hat man ihn weiter verpflanzt, und ſorgt für ihn aufs beſte. Man nennt ihn auch den Papierbaum, weil man aus ſeiner Rinde Papier, Faden, Zunder, Stoff, Seile und ſogar einige Meublen macht. Die Zeuge, die man aus den Faden dieſer Rinde verfertigt, werden in den heiſſen Ländern ſehr geſucht, weil ſie weit kühler, und geſünder im Gebrauch ſind, als die baumwollene, und ſelbſt die flächſene und linnene. Wären dieſe Zeuge breiter, ſo würde mehr davon in die Fremde gehn, und mehr an die Engländer und Holländer verkauft werden, denn ſie ſind, wie der Taffet, der ebenfalls von Frauenzimmern verfertigt wird, eben ſo gut als wohlfeil. Das Papier aus dieſer Rinde, wird wie das in Europa verfertigt, nur daß man es nicht leimt, und nur auf einer Seite beſchreiben oder vielmehr bemalen kann.

4) Das Klima von Tunkin erlaubt das ganze Jahr Seidenwürmer aufzuziehn, und wer davon leben muß, thut es auch, allein die rechte Zeit dauret nur ſechs Monate, oder ſo lange, als der Maulbeerbaum neue und zarte Blätter treibt; denn die Güte der Seide hängt ganz von der Nahrung der Würmer ab. Die Maulbeerbäume dieſes Landes, ſind nicht, wie bey uns, groſſe Bäume, ſondern kleine Büſche, die man alle Jahre bey der Erde weg, im Winter weghaut, und die man von Zeit zu Zeit durch jungen Anwuchs erſetzen muß, wenn man ſchöne Seide haben will. Denn man weiß aus Erfahrung, daß die alten Stöcke,

ſo

ſo wie die groſſen Bäume, nur mittelmäßige Seide liefern. In den wäſſerigen, niedrigen Gegenden von Tunkin, geräth der Maulbeerbaum fürtreflich, und die Seide iſt von der erſten Güte; im gebirgigen Lande iſt ſie weit ſchlechter. Da die Seide hier zu Allem, ſelbſt vom Pöbel, gebraucht wird, ſo zieht jeder ſich ſeine Würmer und Maulbeerbäume auf, wenigſtens ſo viel als er zu ſeiner Nothdurft bedarf. Die Tunkineſer halten ihre Seidenwürmer in der größten Reinlichkeit; ſie ſetzen ſie auf enggeflochtene Hürden, wo ſie Tag und Nacht verſchiedenemal gefüttert werden. Sie entſtehen, wachſen und ſpinnen ihre Seide in Zeit von Einem Monate. Man ſtellt ſie in die Sonne, oder ans Feuer, und ſie hängen ſich an Strohhalme, wo ſie ihre Seide arbeiten; ſie werden in wohl verſchloſſenen Kabinetten verwahrt, oder durch Pavillons von ſeidener Gaze oder klarer Leinewand geſchützt, um ſie vor den Stichen der Mücken, Fliegen und Ameiſen zu ſichern. Eben ſo ſehr muß man ſie vor den Hünern, Ratten und Fröſchen in Acht nehmen. Man verfährt in Tunkin mit Zubereitung der Seide, wie allenthalben; die Verwandlungen des Wurms aber geſchehen hier ſchneller als in Europa; in acht bis zehn Tagen ſind die Eyer gelegt und die Seide fertig. Die gemeinen Leute eſſen die Puppen. Die meiſte rohe Seide führen die Engländer und Holländer aus.

5) Der Zimmet-Handel in Tunkin, könnte bey einer gewitztern Nation was anſehnliches einbringen. Die Wälder ſind damit angefüllt, man baut ihn in den Gärten des Königs und

der

der Tempel, Privatpersonen aber dürfen keinen aufziehen, weil der König sich den ausschlieslichen Handel vorbehalten hat. Die Farbe fällt mehr ins graulichte als röthliche, welches die Farbe des Ceylonnischen Zimmets ist; der tunkinesische ist auch stärker, rauher, und hat weniger Geruch, übrigens aber dieselbe Eigenschaften, obgleich in etwas schwächerm Grade. Er ist so gemein daß die Eingebohrne ihn öfters mit andern Bäumen zu Brennholz verbrauchen, ohne es zu merken. Als einmal eine Frau eine Welle Holz zum Einheitzen nach Hause brachte, wurde der Mann gewahr, daß es Zimmt war, und löfete aus Noth, wenigstens sechszig Livres daraus, eine sehr beträchtliche Summe hier zu Lande. Der Zimmetbaum wächst besonders in den sinesischen Gränzgebirgen: er gleicht sehr den sinesischen Weiden. Man nimmt nur die erste und zweyte, oder beste Rinde, die dritte ist zur Erhaltung des Baums, unentbehrlich. Dieser Baum wächst in trockenen und luftigen Gegenden; Näsſe und die Pflanzen, die sich anschlingen, tödten die junge Sprößlinge. Man könnte leichter Zimmet-Pflanzen aus diesem Lande, als aus der Insel Ceylon ziehen. Der König verkauft die Erlaubniß, Zimmet zu suchen und zu verkaufen, sehr theuer, aber ohne dem Geruch, der zum Verräther wird, wäre es seinen Unterthanen was leichtes, einen starken Schleichhandel damit zu treiben.

6) Firniß; der Baum der ihn herfürbringt, wächst nicht über 12 oder 15 Fuß hoch; seine Rinde ist weißlich, und sein Laub gleicht den wil-

den

den Kirschbäumen: die älteſten und anſehnlichſten haben 18 bis 20 Zoll im Umfange. Da dieſe Bäume nicht äſtigt ſind, ſo pflanzt man ſie knapp neben einander, theils um den Platz zu ſchonen, theils mit geringerm Zeitverluſt den Saft aufzufangen, der heraustropft. Dieſer Saft ähnelt dem Terpentin, und iſt röthlich. Man begnügt ſich nicht an dem Saft der von Natur herauslauft, ſondern man macht, ſobald der Baum ſechsjährig iſt, oder ſechs bis acht Fuß im Umfange hat, in dem Stamm und Aeſten, ſo weit die Rinde geht, ſchlangenförmige Einſchnitte, ohngefehr ſieben Zoll einen von den andern, worein man Muſchelſchaalen ſteckt, die den Saft auffangen; die Einſchnitte geſchehen des Abends, und des Morgens nimmt man das geſammelte heraus, das aber nur wenig Tropfen in jeder Muſchel ausmacht. Man beſchäftigt ſich den ganzen Sommer damit. Der Firniß, der aus jungen Bäumen kommt, iſt der beſte: ſobald ſie das 12 bis 15te Jahr und ihre ganze dicke erreicht haben, wird Rinde und Laub aſchfarbig, der Saft taugt nichts, und man haut ſie ab, um ſie durch jüngere zu erſetzen. Im Frühling und Herbſt wird keine Einſammlung vorgenommen, weil der Firniß alsdenn mit Waſſer vermiſcht und unbrauchbar iſt. Da dieſer Baum weder Blüthe noch Früchte trägt, ſo vermehrt man ihn durch Abſenker, die man unter den Sprößlingen wählt, die im Frühling am Stamm ausſchlagen. Hat der Sprößling die Gröſſe eines Fuſſes, ſo bedeckt man ihn mit einer Maſſe von gelber Erde, ohngefehr drey Zoll dick, und vier bis fünf lang, daß

vom

vom Sprößling nur ein paar Zoll oben hervorgucken; man drückt ihn wohl am Stamm an, und bedeckt ihn mit einer Matte, um ihn vor Regen und Wetter zu schützen. So bleibt er von dem Aequinoctium des Frühlings bis zur Herbstgleiche, wo man endlich den Umschlag aufdeckt, und wenn die Wurzeln gelb oder röthlich sind, den jungen Baum mit gröster Vorsicht wegnimmt, und anders wohin pflanzt, doch so, daß man um seine Wurzeln Asche in einer gewissen Dicke thut, damit die Ameisen sie nicht anfressen. Ist die Wurzel noch weiß, so bleibt der Sprößling am Baum, bis ins nächste Frühjahr. Gewöhnlich verpachten die Eigenthümer der Firnißbäume die Einsammlung ihres Safts an die Kaufleute, für dritthalb Sol den Baum; und diese miethen wieder Bauern, zur Besorgung dieses Geschäfts. Ein einziger Mensch kann funfzig Bäume bestreiten, weil sie sehr nahe an einander gepflanzt sind. Der Kaufmann ist zufrieden, wenn tausend Bäume in Einer Nacht, ein Pfund Firniß geben. Das Pfund kostet an Ort und Stelle, drey Livres: sein Preiß steigt aber je weiter es verführt wird. Der Einsammler trägt an seinem Gürtel ein kühhäutenes Gefäß, worein er die Muscheln ausleert, indem er den Saft, vermittelst eines eisernen, etwas gekrümten Spatels, abkrazt, und hernach in einen Korb wirft, der am Fuße des Baumes steht. Alle diese Kühhäutene Gefässe werden in dem Hause des Kaufmanns auf ein grosses linnenes Tuch ausgeschüttet, das an vier Ringen locker auf einer hölzernen Tafel angemacht ist, die in der

Mitte

Mitte eine Oefnung hat, unter welcher ein groſ-
ſes irrdenes Geſchirr ſteht, in das der Firniß
durch die Leinewand träuft. Wenn keiner mehr
durchgeht, wird das Tuch ausgerungen, und der
auf dieſe Art ausgepreßte Saft, zum Gebrauch in
den Arzneyen, und zu den Maſtix-Fabriken
verkauft. Zuletzt thut man den Firniß in hölzer-
ne Gefäſſe, deren Deckel angenagelt und wohlver-
picht ſind, und in dieſem Zuſtande verführt man
ihn nach der Reſidenzſtadt und in die Provinz
Nghean, wo man die Kunſt verſteht ihn zuzube-
reiten, und ihm die verlangte Farbe zu geben.
Alles dieſes fodert viel Erfahrung und Mühe,
wenn die Arbeiten dauern, und ihren Glanz durch
alle die verſchiedenen Proben durch erhalten ſollen,
denen ſie ausgeſetzt ſind. Der eigentliche ächte
Firniß, ſo wie er eben beſchrieben worden iſt, wird
nicht zu beträchtlichen Arbeiten gebraucht, weil
man zu wenig davon ſammelt: man vermiſcht ihn
gemeiniglich mit dem Oele eines Baumes, Namens
Tong-chu, der an Geſtalt, Laub, Frucht und Far-
be ſeiner Rinde, vollkommen unſerm Nußbaum
gleicht. Aus ſeinen Nüſſen wird dieſes Oel, das
ziemlich dick iſt, ausgedrückt, und mit Glätte ge-
kocht, wo man ihm die Farbe giebt, die man
haben will. Allein gebraucht, dient er zu ei-
nem Firniß, der lange dauret, und ſeinen Glanz
erhält, wenn man Sorge trägt, ihn vor Staub
zu bewahren, und von Zeit zu Zeit zu waſchen.

Die Einſammlung des Firniſſes, würde de-
nen Perſonen die ſich damit beſchäftigen, höchſt
ſchädlich ja tödtlich ſeyn, wenn ſie ſeine Ausdün-
ſtun-

ſtungen, beym Ausleeren der Muſcheln, oder Ausſchüttung der Gefäſſe in ſich zögen. Sie bedecken ſich deswegen Kopf, Geſicht und Hals mit einem ledernen Sack, wo weiter keine Oefnung als für die Augen gelaſſen iſt: der ganze Körper wird mit groſſen Damhirſch-lederaen Schurzfellen verſehen, und ſie haben auch Handſchuhe und Stiefeln von derſelben Materie, an Auſſer dieſen geben die Kaufleute noch ihren Arbeitern eine gewiſſe Quantität Oel, worin aufs Pfund, eine Unze von den Fäden oder zaſerigten Theilen gekocht hat, die vom Schweine-Schmeer übrig bleiben, wenn es zerlaſſen worden iſt: mit dieſem präparirten Oel reiben ſie ſich Geſicht und Hände vor der Einſammlung des Firniſſes, und noch ſorgfältiger nachher. Den Nachmittag waſchen ſie ſich den ganzen Leib mit einem Waſſer, worin Kaſtanien-Hülſen, Salpeter, Kryſtalle, die Rinde eines harzigen Baumes, der unſerer Tanne gleicht, und die Blätter einer Art Königskerzen gekocht haben, die man auch iſſt. Dieſes Bad ſoll ſehr erfriſchend ſeyn, und man ſchöpft es in zinnernen, und nicht in kupfernen, Gefäſſen. Wer dieſe Vorſicht vernachläßigt, ſezt ſich heftigen Krankheiten aus, die in Zeit von 24 Stunden, ſeinen ganzen Körper ſchwellen machen und mit einem rothen Ausſchlag überziehen, ſo, daß oft ſelbſt die Mittel nicht anſchlagen, deren wir erwähnt haben. Man pflegt alsdenn noch die Aſche der Königskerzen auf die Theile zu ſchlagen, wo ſich Waſſer-Blätterchen zeigen, und den Kranken viel vom obigen Waſch-Waſſer, als eine Piſanne trinken zu laſſen, die ihn ſtark purgirt. Die Sachen die lackirt werden ſollen, wer-

den

den von einem Holze, Pone genannt, verfertigt, das viel mit unſern Tannen gemein hat. Aber die hieſigen Arbeiter, die eben nicht die geſchickteſten ſind, zerbrechen oft beym Auftragen des Firniſſes, die Ecken der Schubfächer und Käſtchen, wie man an denen meiſten, im Lande verfertigten Sachen, wahrnehmen kann, die zu uns nach Europa gebracht werden. Die Häuſer in welchen das Lackiren vorgenommen wird, ſind ſehr ungeſund zu bewohnen, und wer mit dieſer Arbeit umgeht, iſt mit Beulen und Geſchwüren bedeckt, obgleich der Geruch des Lacks nicht zu ſtark noch unangenehm iſt. Man arbeitet nur in der trocknen Jahreszeit, und wenn der Nordwind weht, daran, denn der lezte Anſtrich (und es werden deren verſchiedene erfodert) muß erſt trocken ſeyn, ehe man einen andern darauf tragen kann. Die Politur geſchieht mit der platten Hand. Ohne das Oel und die übrigen Ingredienzen, die zum Firnis kommen, würde man nicht verhindern können, daß er in der Luft ſchwärzlich wird. Dieſe Anlage zum ſchwarz werden, macht, daß die Arbeiten von einer dunklern Tinte, ihren Glanz länger als die andern behalten.

7. Der Zucker würde einen ſehr beträchtlichen Zweig des Handels von Tunkin ausmachen, wenn die Einwohner ihn zuzubereiten, und ſonderlich auf eine Art zu raffiniren verſtünden, daß ſie alle den Gewinn daraus ziehen könnten, den dieſes Natur Produkt ihnen anbietet. Das Zuckerrohr wächſt bey ihnen von Natur, und da fetter und feuchter Boden hier gar nichts ſeltenes iſt, ſo

könn-

könnten sie deste mehr Zucker bauen und Fremden verkaufen. Aber so begnügen sie sich das Rohr, wenn sie die Blätter und die erste Schaale davon abgemacht haben, durch eine, von einem Ochsen gedrehte Mühle, zu zerquetschen, den ausgedruckten Saft zweymal zu kochen, und eine Art dicken Sirups daraus zuzubereiten, den man Honigzucker nennt, und womit in dem Innern des Reichs ein grosser Handel getrieben wird, um Confituren damit einzumachen, und der Rauhigkeit und Schärfe der mehresten Eß-Wurzeln und Früchte, abzuhelfen. Das Verfahren mit Pflanzung des Zuckers ist übrigens hier eben so, wie überall. Die Tunkineser bekommen aus Sina den Zucker in Klumpen und auch raffinirt, sogar den Cassaunzucker, obgleich es ihnen was leichtes wäre, das alles auch zu machen, da sich auf den Töpfen, worin sie ihren Zucker-Syrup aufbewahren, eine Kruste formirt, die den Geschmack und die Festigkeit des kandirten Zuckers hat. Man baut das Zuckerrohr auch in den höhern Erdstrichen des Landes; weil es länger wächst, so wird es auch gröſſer, und wenigstens funfzehn Fuß hoch: man nennt es Elephanten-Rohr oder Strauch. Im Ganzen genommen aber, giebt es nicht so viel Saft, als das, welches, eine geringere Zeit, und in feuchter und fetter Erde, gestanden hat: sein Zucker ist gemeiniglich weit süsser. In ganz Tunkin bereitet man ihn auf einerley Art, nemlich, daß man bloß einen Syrup daraus zieht, der zweymal gekocht wird, um ihm die Dichtigkeit des Honigs zu geben, und ihn viele Jahre erhalten zu können, ohne daß er verdirbt.

8. Das

9. Das Bambus, oder indiſche Rohr, wird in Tunkin ſtark gebraucht, und macht im Lande einen ſehr anſehnlichen Handelszweig aus, obgleich es allenthalben von Natur wächſt. Dieſes Rohr iſt eine Art ſehr harten Schilfs, deſſen Wurzel verſchiedene Stengel treiben, die einen, bis acht und mehr, Zoll halten, ſonderlich wenn man ſie alt werden läßt. Die Hauptſtengel gehen zehn, funfzehn, zwanzig Fuß in die Höhe, und treiben Sprößlinge von verſchiedener Gröſſe, aus deren Knoten, grüne, geriefte, wenigſtens acht Zoll lange, und anderthalb Zoll breite, Blätter hervorwachſen. Die ſtarken, langen und ſpitzigen Dornen, womit dieſe Sprößlinge bewafnet ſind, machen eine Bambus-Hecke für Diebe und wilde Thiere, ſo undurchdringlich als eine Mauer. Obgleich dieſes Holz, in ſeiner Reife ganz hohl inwendig iſt, ſo iſt es doch ſo hart und ſtark, daß es Mühe koſtet es abzuhacken, und es ſich entzündet, wenn man zwey Stücke ſchnell gegen einander reibt: die gewöhnliche Art der Indier, ihr Küchen-Feuer anzumachen. In Einem Jahr hat der Bambus ſeine Höhe erreicht; dann wächſt er nur in die Dicke. Sind ſeine Schößlinge jung und zart, ſo findet man ein Waſſer oder Saft darin, nach dem alle Indier lüſtern ſind, und ihn begierig ausſaugen, es iſt ein eben ſo geſunder als erfriſchender Trank: auch das junge Mark iſt ſehr gut zu eſſen, und ein gewöhnliches Gericht in Tunkin, der Bambus verſchaft den Tunkineſern eine Menge Bequemlichkeiten des Lebens. Sie decken und bauen ihre Häuſer damit, und machen ihr Papier daraus. Ganz, dient er zu

Pfei-

Pfeilern, und gespalten, zu Latten und Bohlen, für Fußböden und Decken. Ist das Holz alt, so trägt es, auch gespalten, die schwersten Lasten. Es ist das einzige Instrument, womit sich die Lastträger ihre Arbeit erleichtern, und das nie ihnen mangelt. Man verfertigt eine Menge Hausgeräthe daraus, man baut Boote davon, und wenn es dünn, wie Fäden, gespaltet wird, so wird es biegsam genug, um die niedlichsten Körbe und Schachteln von allerhand Grösse daraus flechten zu können. Man bedient sich auch des Bambus zu Flössen, die man mit dem stärksten und schwersten Holz beladet, und damit übers Meer, mit Seegeln, und wohin man will, fährt. Denn die Wälder in den Gebirgen von Tunkin würden ein Schatz für das Land seyn, wenn man sie zu nutzen wüßte; man trift daselbst Holz an von mancherley Schönheit, und dauerhaft genug, um zum Schifsbau gebraucht werden zu können. Da es von selbst, ohne Zuthun der Menschen wächst, und diese Wälder ungeheuer sind, so haust man ohne Schonung hinein. Sie sind gewissermassen dem Volke Preiß gegeben, und in Cantons von vielen Meilen im Umkreisse eingetheilt, die für das Eigenthum desjenigen Dorfes gehalten werden, das sich darin angebaut hat. Will einer Holz nach der Residenz flössen, so wirkt er sich die Erlaubnis bey dem Vorsteher seines Dorfes, mittelst eines Geschenks aus, und haut dann nach seinem Gutdünken davon ab, ohne Mäßigung noch Methode dabey zu beobachten. Viele stecken sogar die dicksten Theile des Waldes in Brand, weil es ihnen zu mühsam war, sie auf eine andere

dere Art licht zu machen. So behandelt und verwüstet dieſes Volk, die ſchönſten Wälder des öſtlichen Indiens, die für die Niederlaſſungen der Europäer in dieſen Gegenden von dem gröſsten Nutzen ſeyn würden, wenn ihr Handel mit Tunkin auf beſſern Fuß ſtände. —

Die mittäglichen Provinzen ſind nicht gänzlich von Holze entblöſst; auf dem neuen Boden, den der Fluß an ſeiner Mündung anſezt, wächſt welches von beſonderer Art. Die Bäume haben ſehr dichtes Laub, und bringen Früchte oder Hülſen, die eine Art Gemüſe enthalten, unter andern Bohnen von erſtaunlicher Gröſſe, womit ſich das Volk nehrt. Dieſe Bäume, deren einige ein ſehr hartes Holz führen, erlangen Stärke und Dichtigkeit genug, um zu Bauholz gebraucht werden zu können, aber ſelten iſt ihr Stamm gerade.

9. In Tunkin wird ſehr viel Papier verbraucht, und es macht deswegen einen der Hauptgegenſtände des Handels aus. Man bedient ſich nicht allein ſeiner zu den Todten-Opfern, wo man es auf den Gräbern unter der Geſtalt von Thieren, Häuſern, Blumen, Früchten ꝛc. verbrennt, ſondern man puzt auch noch die Häuſer, Wände und Decken damit, und dies alle Jahre von friſchen. Die Gelehrten verbrauchen auch viel davon, weil das Papier nur auf einer Seite beſchrieben werden kann, da es nicht geleimt iſt. Es kommen zu ſeiner Verfertigung viele Stauden und Gewächſe des Landes, ſonderlich aber das Bambusrohr, und die jährliche Baumwollen-Pflanze. Man ſchneidet von den dickſten

Bam-

Bambusröhren, die Schößlinge von einem Jahre ab, die ohngefähr die Dicke eines Beines haben: man entblößt ſie von ihrer erſten Haut oder Schale, ſpaltet ſie in gerade Stücke, ſieben oder acht Fuß lang, und bringt ſie vierzehn Tage hindurch in einen ſchlammigten Teich; hernach werden ſie mit klarem Waſſer abgewaſchen, in einem trocknen Graben mit Kalch belegt, und von neuem gewaſchen. Dieſe Behandlung macht das Holz ſo geſchmeidig, daß es ſich in Faden theilen läßt, die in der Sonne gebleicht und gedürrt werden. Dieſe kocht man in groſſen Keſſeln zu einem flüſſigen Teig, der in Tröge gethan wird, die den Kübeln in unſern Papiermühlen ziemlich gleich kommen. Die Formen beſtehn aus Bambus-Fäden, die durch ein Stahl-Blech, ſo fein wie meſſallenes Drath gezogen ſind. Sie ſind von erſtaunlicher Gröſſe, manche acht Fuß ins Gevierte. Zu obigem Teig kommen noch eine Menge klebrigter und fetter Materien, die von andern Pflanzen und Gewächſen genommen ſind, und der Bambus-Materie mehr Halt geben. Das beſte Papier für die Tunkineſer, iſt das, durch Alaun gezogene, das es weit feſter und glänzender macht. Der Maulbeerbaum, die Ulme, der Strunk des Baumwollen-Baums, und überhaupt alle Bäume von zartem, weiſſen, und ſaftigem Holz, tragen nach dem Bambus, das ihrige zur Verfertigung des Papiers bey.

Was die Art zu ſchreiben anbetrift, ſo gleicht ſie der europäiſchen in nichts. Die Tunkineſer bedienen ſich ſtatt der Federn, kleine Pinſel

sel von seinem Katzen-Haar. Die Dinte ist eine Vermischung von Fett und Rauchschwärze, in Stückchen wie die Saucissche, deren Güte und Glanz sie aber nicht hat. Man reibt diese Dinte auf einem Stein, nachdem man sie mit hinlänglichen Wasser angefeuchtet hat.

10. Die Tunkineser brauchen zu allen ihren Gerichten viel Salz; das Seewasser, an den Küsten ist, wegen der vielen Flüsse die hineinfallen, nicht salzig genug, als daß die bloße Sonnenhitze sein Salz ausziehen könnte. Also legen sich ganze Dörfer aufs Salzmachen, und treiben kein anderes Geschäfte. Man führt vom Strand grosse Lagen Sand zusammen, die man in der Sonne wohl dürrt, und hernach in Reihen von verschiedener Länge aufhäuft. Man leitet das Seewasser durch Rinnen in eine Art Behälter, dem der Sand auf der einen Seite zum Damm dient, damit das Wasser nach und nach durchsickere und filtrire, ehe es in die bestimmten Brunnen fällt. Dieses Wasser läßt man alsdenn in breiten Kesseln, nur einen halben Fuß tief, und von Bambus geflochten, kochen und verdunsten: eine dicke Lage von Kalch und zerbrochenen Seemusscheln umgiebt den Bambus, und schüzt ihn vor dem Feuer. Die Oefen richten sich nach der Anzahl und Grösse der Kessel: das Wasser verwandelt sich darin sehr schnell und leicht in Salz, und selbst ohne grossen Abgang. Die ganze ungeheure Volksmenge von Tunkin, die ander Salz als dieses braucht, wird in Ueberfluß und um den niedrigsten Preiß damit versehen, denn in

der Fabrik kostet das Pfund nicht über einen Pfennig, und, weiter verführt, kann man im ganzen Königreich ein Gemäß Salz für ein gleiches Gemäß Hülsen-Reiß haben. Privatpersonen sind die Eigenthümer dieser Salzwerke, und verkaufen das Salz für ihre Rechnung. Vor dreißig oder vierzig Jahren wollte sich der König des Salzhandels bemächtigen, und das Pfund auf einen Sol setzen, allein diese neue Auflage schien dem ganzen Volke so verhaßt, daß der Hof, aus Furcht vor einer allgemeinen Empörung, sein Vorhaben aufgeben, und es bey dem Alten lassen mußte. Das Salzmachen geschieht nur in der trockenen Jahreszeit, und während des Winters dieses Klima's, wo die Sonne noch Kraft genug hat, die Arbeiten dieser so grossen und wichtigen Manufaktur zu unterstützen.

Tunkin, das an sich selbst reich ist, und an die besten sinesischen Provinzen stößt, könnte für die Europäer die Niederlage und der Stapel des wichtigsten Handels werden; allein des Mistrauen der Regierung, duldet kaum ihren Aufenthalt in den Gränzplätzen und Seehäfen, nur die Sinesser haben freyen Zutritt, und ohngeachtet der Hof dieser Nation wegen ihrer alten Ansprüche auf die Oberherrschaft von Tunkin am wenigsten trauen sollte, so thut ers doch nicht, theils weil sie dem Eroberungsgeist längst entsagt zu haben scheint, theils weil sie einerley Ursprung, Gebräuche und Gottesdienst mit den Tunkinesern hat. Hingegen schwebt allen unaufhörlich das Schreckenbild jener Mutereyen vor Augen, welche die

Por-

Portugeſen unter dem Vorwand des Handels und der Religion, in dieſen und jenen Ländern anzuzetteln wußten, und wie grauſam ſie mit verſchiedenen Nationen umgiengen. Das gegenwärtige Betragen der Engländer in dieſem Theile der Welt, iſt eben auch nicht geſchickt, Zutrauen zu den Europäern einzuflöſſen, von deren Macht, Unternehmungsgeiſt, und Ränken man ſich in allen Ländern, wo man ihre Geiſſel noch nicht empfunden hat, die fürchterlichſten Vorſtellungen macht.

12.

Regierungsform von Tunkin — Revolutionen — Theilung der Obergewalt.

Obgleich Tunkin vor Alters einen Theil des Sineſiſchen Reichs ausmachte, und man noch viele Spuren von Städten und Thürmen findet, welche die Kayſer aufbauen lieſſen, ſo ſind doch die Tunkineſer immer, als eine, von den Sineſern gänzlich verſchiedene, Völkerſchaft angeſehen worden, von denen ſie ſelbſt in den ältern Zeiten für Barbaren ausgeſchrieen waren. In der That gleichen ſie viel den öſtlichen Indien, theils nach der Bildung, und die Art ſich zu nähren und zu kleiden, theils nach der Gewohnheit ſich die Zähne ſchwarz zu färben, und barfuß zu gehen. Sie haben ſogar in der Geſtalt des groſſen rechten Zähens, eine ſehr ſtarke Gleichheit mit den andern Indianern, als der von den übrigen Fußzähen weit abſteht.

Was Tünkin zu der Zeit war, ehe es noch eine Provinz von Sina wurde; davon wird man nie etwas zuverläßiges erfahren können. Es iſt wahrſcheinlich daß die Eingebohrenen des Landes dazumahl noch nicht zu ſchreiben wußten, denn man findet kein einziges unterrichtendes Denkmahl davon. Was die neuen Hiſtoriker darüber aufgezeichnet haben, ſind weiter nichts als Nacherzählungen abgeſchmackter Volksſagen, die keinen Glauben verdienen. Unterdeſſen hat dieſes Land, von vielen Jahrhunderten her, die ſineſiſchen Schriftzüge, und einen Theil ihrer Geſetze und Gebräuche angenommen, die noch befolgt werden, welches wenigſtens eine groſſe Verbindung zwiſchen dieſen beyden benachbarten Völkern vorausſezt. Ob dieſe Verbindung freywillig, oder das Werk eine Eroberung war? dieſes weis man nicht. Soll man den ſineſiſchen Chroniken trauen, ſo erſtreckten ſich vor dieſem die Gränzen dieſes weitläuftigen Reichs, bis nach Siam, und dann machte Tunkin gewiß einen Theil davon aus. Seine Lage ſtellte es den erſten Anfällen der Sieger bloß, und es müßte um dieſe Zeit dem ſineſiſchen Staat, doch nicht auf lange, einverleibet worden ſeyn: denn, kaum hatten ſich die kayſerlichen Heere entfernt, ſo kamen die Tatarn vom Gebirge herunter, und machten ſich Meiſter von Tunkin. Ihr Oberhaupt hieß Ding, und warf ſich zum Könige auf, aber ſeine Regierung fiel den Einwohnern ſo unerträglich, daß ſie ſich öffentlich gegen ihn auflehnten, er kam in dem Aufruhr um. Vermuthlich hatten die Sineſer die Hand dabey im Spiel: es folgten bürgerliche Kriege, die zwiſchen

schen den verschiedenen im Reiche entstandenen Partheyen geführt wurden, und die Nation endlich zu dem Entschluß brachten, sich ein Oberhaupt zu wählen, das sie unterstüzte, und in ihren vorigen Wohlstand wieder einsezte. Sie übertrugen einem Herrn, Namens Ledanyhang, die oberste Gewalt, mit dem Titel eines Königs. Unter seiner Regierung brangen die Sineser mit Gewalt in Tunkin, und er fiel mit den Waffen in der Hand, indem er sich ihrem Einbruche widersezte. Sein würdiger Nachfolger schlug die Sineser in sechs oder sieben offenen Feldschlachten, und stellte Ruhe und Ueberfluß in seinen Staaten her. Er war es, der in der Folge seiner glücklichen und friedlichen Regierung, den grossen und prächtigen Pallast bauen ließ, wovon man nichts mehr als die Trümmer sieht.

Sein Geschlecht herrschte eben so friedlich fünf bis sechs Generationen hindurch, und erloschen in der Tochter des lezten Prinzen von Geblüt, und der Erbin des Reichs. Sie heyrathete einen mächtigen Herrn von der Familie Tran, der durch einen andern von der Familie Ho, überwunden wurde. Der Sieger tödtete die Prinzessin und ihren Gemahl, und bestieg den Thron. Seine Unterthanen riefen gegen seine Tyrannen die Sineser zu Hülfe, die den Kronenräuber in einer Schlacht tödteten. Dieser Sieg fruchtete den Tunkinesern weiter nichts, als daß er sie um ihre Freiheit brachte. Die Sineser unterjochten sie von neuem. Das Land wurde nun nicht mehr durch einen Fürsten aus seinen Mitteln, sondern

durch

durch Vicekönige beherrscht, die der Kayser von Sina dahin sendete, und die dort die Gesetze, Gebräuche und Wissenschaften der Sineser, einführten. Diese Neuerungen beschäftigten das Volk, bildeten seine Sitten, unterwarfen es einer gleichförmigen Lebensart, und wurden von einer langanhaltenden Ruhe gefolgt, die der Nation Zeit ließ, eine Consistenz zu bekommen, die sie noch hat, indem sich das Volk von Tunkin eine Ehre daraus macht, die Gesetze und Gebräuche von Sina in allen Stücken zu beobachten. Aber das Andenken der alten Freyheit und die Sehnsucht nach ihrer Wiedererlangung, blieb.

Einige Vicekönige misbrauchten ihre Gewalt, und behandelten das Volk so übel, daß die Nation das Joch abwarf, und die Waffen unter der Anführung eines eben so klugen als wackern Feldherrns, Namens Li ergrif. Die Sineser wurden in Stücken gehauen, und der Vicekönig selbst blieb im Gefechte. Das Glück begünstigte die Tunkineser, und sie trieben ihre Feinde nicht allein über die Gränze, sondern sie bemächtigten sich sogar noch eines grossen Theils der Provinz Canton. Da aber ihr Feldherr merkte, daß dieses Glück die Tunkineser in der Länge selbst aufrieb, so that er Friedensvorschläge, und der sinesische Kayser sah sich durch die innerlichen Unruhen in seinem Reiche, gezwungen sie anzunehmen. Und so zog der General seine Truppen unter Bedingungen zurück, die seit fünf bis sechs hundert Jahren treulich beobachtet worden sind. Die Tunkineser müssen zufolge dieser

Bedingungen, alle drey Jahre eine auſſerordentliche Geſandſchaft nach Sina ſchicken, um Geſchenke, in Form eines Tributs, zu überbringen. Dieſe Geſchenke beſtanden ſonſt, wie es der Friedensvortrag ausdrücklich beſagte, in einer gewiſſen Anzahl goldner Statuen, welche Verbrecher vorſtellten, die um Gnade baten; weil die Tunkineſer den ſineſiſchen Vicekönig umgebracht hatten. Dieſer Gebrauch exiſtirt aber nicht mehr; ſtatt der Statuen übergiebt der Geſandte nur ſo und ſo viel Pfund Goldes. Die Tunkineſiſchen Könige erhalten auch vom Kayſer von Sina ihr Siegel, als ein Zeichen der Abhängigkeit, und der Beſtätigung ihrer Thronbeſteigung. Aber dieſe Gewohnheit hindert nicht, daß nicht die Könige unumſchränkte Herren in ihren Staaten ſeyn ſollten. Ihre Geſandte werden in Sina mit eben ſo viel Pomp als Pracht aufgenommen, nicht ſowohl aus Achtung oder Liebe für den König ihren Herrn, als um einen recht hohen Begrif von der Macht des Kayſerthums zu geben, indem es die Gröſſe ſeiner Vaſallen erhebt. Wenn der ſineſiſche Kayſer einen Geſandten nach Tunkin ſchickt, ſo behauptet dieſer den Stolz ſeiner Nation durch den Prunk und die Menge ſeines Gefolgs, und durch das Anſehn, das er ſich ſelbſt gegen den König giebt, indem er mit ihm und ſeinen Miniſtern nirgends anders als in dem Hauſe, wo er zu Ka-cho empfangen worden, in Unterhandlungen tritt, und ihn nie beſucht. Um dieſen Preiß hat ſich der Friede zwiſchen den beyden Staaten, ſeit der Vertreibung der Sineſer aus Tunkin erhalten.

Li war die Triebfeder der ganzen Revolution gewesen; die Dankbarkeit der Tunkineser setzte ihn auf den Thron, den seine Nachkommenschaft, über zwey Jahrhunderte hindurch ununterbrochen behauptete. Ein Abentheurer, Namens Mack, ein ehrsüchtiger und verschlagener Kerl, aus dem Dorfe Batscha, der in seiner Jugend das Fischer-Handwerk getrieben, und sich Stufenweise bis zur Würde eines Groß-Mandarins geschwungen hatte, strebte nach dem Throne, dem einzigen Ziele das seinen Wünschen noch übrig blieb, und bemächtigte sich auch seiner mehr durch List als Gewalt. Die Prinzen von der Dynastie der Li, die Weichligkeit und Unthätigkeit eingeschlummert hatte, merkten nicht ehe auf sein kühnes Unternehmen, bis es unmöglich war, ihm Einhalt zu thun. Kaum sah sich Mack in Besitz des Zepters, als er eilends Batscha und andere Plätze befestigen ließ, um den mächtigen Feinden widerstehn zu können, die sich gegen ihn rüsteten, und die um so furchtbarer waren, da die ganze Nation ihn mit Widerwillen auf dem Thron ihrer alten Herrscher erblickte. Der fürnehmste von diesen Feinden war Hoaving, Statthalter oder Groß-Mandarin der Provinz Tenchoa: Er hatte seine Tochter an einen Abentheuer, Tring, von ausserordentlicher Stärke und Tapferkeit verheyrathet, der Anführer einer Räuberbande gewesen war, ein Stand der im östlichen Indien nichts entehrendes hat, indem man ihn nie mit dem Tode bestraft, und, im Gegentheil, er oft den Weg zu einem glänzenden Glücke bahnt. Hoaving

überließ das Kommando seiner Truppen seinem Eydam, und ernannte ihn noch dazu, vor seinem Tode, zum Vormund seines einzigen, 14 jährigen Sohnes. Tring bekriegte den Mack, und schlug ihn. Nach dieser Niederlage zog sich Mack ins Land Kaobang, an der Gränze von Sina, wo er eine Art von unabhängiger Herrschaft errichtete, die auf seine Nachkommen kam. Diese blieben beynahe zweyhundert Jahre in ihrem Besitz, und erlegten an Tunkin einen jährlichen Tribut. Aber vor ohngefähr 150 Jahren wurde der lezte Fürst dieses Geschlechts, von dem Tunkinesischen Könige seiner Staaten beraubt, und hinterließ keinen Nachfolger seiner Rechte. Tring verblendete unterdessen sein Glück nicht so sehr, daß er sich die königliche Gewalt hätte anmassen sollen. Nachdem die Festungswerke seines Feindes geschleift, und er Herr von der Hauptstadt geworden war, so ließ er bekannt machen, daß der Erbe des Hauses Ho-lie sich zeigen könne, indem er bloß die Waffen ergriffen habe, um ihn wieder auf den Thron zu setzen. Auf diese Versicherung brachte man einen jungen Fürsten von dieser Familie zu ihm, der verkleidet, in den Wäldern umherirrte. Tring erkannte ihn wirklich für seinen König, aber er behielt sich und seinen Nachfolgern, die Würde eines Generals der ganzen Macht des Königreichs, unter dem Namen Chova, vor.

Der junge Hoaving, der über dies ganze Verfahren, das er seinen Ansprüchen gar zu nachtheilig fand, höchst unzufrieden war, weigerte sich dem

dem neuen König zu gehorchen, und Tring für den Kronfeldherrn zu erkennen. Der bürgerliche Krieg brach von neuem los, und niemand litte mehr, als die Provinz Tenchoa wo Hoaving den Mittelpunkt seiner Operationen hin verlegt hatte. Da er aber zu schwach war um lange dem Tring Widerstand leisten zu können, so zog er sich nach Cochinchina zurück, das damals zu Tunkin gehörte, und ließ sich von seinen Truppen zum General des Reichs, unter eben den Rechten, wie sein Schwager Tring, ausrufen, mit dem er, so lange er lebte, zu kriegen fortfuhr; die Abkömmlinge des Tring und Hoaving erbten den Haß, und die Titel und Ansprüche der beyden Schwäger, und so gab es, fast zweyhundert und funfzig Jahre lang zwey Feldherrn des Reichs, wovon der eine zu Ka-cho der andre in Cochinchina residirte. Beyde erkannten die Oberherrschaft des Königs von Tunkin, und behandelten sich nichts destoweniger als Todfeinde, bis der in Cochinchina, sich stark genug fühlte, nichts mehr von dem in Tunkin befürchten zu dürfen, der noch dazu um diese Zeit in einen andern Krieg verwickelt war, er nahm den Titel eines Königs an, und erklärte sich für unabhängig von Tunkin. Bey diesem Abfall hat sich das neue Königreich Cochinchina sehr weit ausgedehnt; viele kleine Staaten sind ihm zinsbar geworden, und es befindet sich in einem Stande, wo es weder vom Könige von Tunkin, noch dem Groß-Feldherrn seinen Todfeinden, das geringste befürchten darf. Auch mit Sina hat dieses

Kö-

Königreich nichts zu schaffen, und es nimmt keinen Theil an der Gesandschaft, die alle drey Jahre von Tunkin aus dahin geschickt wird.

Der westliche Theil von Tunkin, soll um diese Zeit, der Zerrüttung, und aller Vorsicht und Bemühungen der beyden Generale ohngeachtet, von einem besondern Fürsten beherrscht worden seyn, dessen Gebiet sich fast bis an die Thore der Königs-Stadt erstreckte. Sein Land war sehr bevölkert, da aber der lezte Fürst seine eigene Schwester heyrathete, so wurde er wegen dieses Lasters beym Könige von Tunkin angeklagt, der lange schon auf eine Gelegenheit lauerte, und ihm sogleich den Krieg erklärte. Da Gewalt nichts ausrichten wollte, so lockte er ihn unter Friedens-Versprechungen, an einen dritten Ort, wo er ihn ermorden ließ. Seine Staaten, die durch den langen, erst vor funfzig oder sechszig Jahren geendigten Krieg, erschöpft waren, wurden wieder mit Tunkin vereiniget. Unterdessen hat dieser Fürsten-Stamm, der ebenfalls von der Familie Hosli war, noch immer einen heimlichen Anhang im Lande, der verborgene Versammlungen hält, Waffen in den Wäldern sammelt, und wahrscheinlich mit der Zeit in Flammen auflodern wird, die vielleicht die ganze jetzige Verfassung umschmilzt. Es fehlt nichts weiter als daß irgend ein kühner Waghals von Räuber, oder die Verschmitzheit eines Fischers, sich an die Spitze stelle, und den Strom lenke. Denn Leute dieser Art sind es, die in den Morgenländern bey solchen Gelegenheiten immer die wichtigsten Rollen spielen,

len, und auf die, wenn sie glücklich sind, das glänzendste Schicksal, und liegen sie unter, das Loos der elendesten Missethäter wartet. Mack war unternehmender, Tring klüger: jener usurpirte den Thron, und lud den Haß des Volks auf sich; Tring stellte sich als ob er den Gesetzen und der Familie des Königs-Stamms treu bliebe, und dingte sich bloß das Amt eines Reichs-Feldherrn aus, das die Nation, als die billige Belohnung seiner kriegerischen Verdienste, gern ihm gönnte. Er gewann die Gunst von Hohen und Niedern, und führte glücklich eine Regierungsform ein, die sich nun schon dreyhundert Jahre erhalten hat.

In Tunkin ist nur Ein König, unter dem Namen Dova; er führt den Titel und die Unterscheidungs-Zeichen seines Standes; in seinem Namen werden alle Gesetze bekannt gemacht, und, dem Schein nach, befiehlt er allein, aber im Grunde hat er keinen Theil an der Regierung. Diese Gewohnheit ist die Folge von Tring's, des ersten Feldherrns des Reichs, unverrücktem Betragen gegen den König, den er wieder auf den Thron gesetzt hatte. Er gab sich nur für den ersten Unterthan, und vertrauten Minister des Monarchen aus, aber unter diesem Schleyer der Ergebenheit und Ehrfurcht, wußte er mit seiner Würde, alle die Vorrechte der obersten Gewalt, und zwar durch den König selbst, zu verknüpfen, der sie sogar seiner Familie, als erblich, bestätigte. Dieses Schattenbild der königlichen Hoheit, lebt in seinem Pallaste eingeschlossen, und hat bloß ein kleines Corps Truppen zu seinem Befehl,

fehl, die mehr so viel Spione seiner Handlungen sind. Des Jahres darf er nur zwey oder dreymal ausgehn, um einige Ceremonien zu beobachten, die weniger den Staat als die Religion betreffen, und sich noch von einigen sinesischen Gebräuchen herschreiben: z. B. Weyhung der Felder, die der Prinz öffentlich, mit grosser Feyerlichkeit und nach allgemeinen Fast- und Bettagen verrichtet, und wobey er, wie der sinesische Kayser, selbst ackert, um den Feldbau zu ehren. Diese Ceremonie heißt, Canja, oder das Opfer des Himmels. Diese Ueberbleibsel der alten Macht der Dova's, sind dem Feldherrn des Reichs, immer ein Dorn im Auge gewesen, und er hat verschiedenemal versucht den Canja selbst zu verrichten, allein die Mandarine die ihn begleiteten, und sogar die Truppen, die doch unter niemanden als ihm stehen, weigerten sich schlechterdings, die Ceremonien-Kleider anzulegen, die man bey diesen Gelegenheiten trägt, und er hatte die Kränkung, da er alle Stände gegen sich aufgebracht sah, dieses Geschäfte zur grossen Zufriedenheit des Volks, dem Dova wieder wie vorher zu überlassen.

Der Theckyda ist eine andre Feyerlichkeit, und geschieht jährlich vom Könige an der Spitze des Heers, um die Staaten von Tunkin von allen bösen Geistern zu reinigen. Der Reichs-Feldherr hat sich unmerklich die Begehung dieses Festes, mit mehrerm Glück, und mit wenigerm Widerspruch von Seiten der Nation zugeeignet, weil es diese weniger interessirt, und es in der That auch nur eine Art von kriegerischer Expe-

dition

dition gegen die Teufel ist. Die Reichs-Feldherrn befürchteten, der König möchte sich einen heimlichen Anhang unter den Truppen machen, und sich eines Tages dieses Festes bedienen, um den Kronfeldherrn zu stürzen, und wieder allein Herr zu werden. Die Bestallungen werden ebenfalls unter dem königlichen Siegel ausgefertigt, sonst würde man sein Amt nicht gültig besitzen. Der sinesische Kayser giebt dem Dova allein den Titel, König, und erkennt die Autorität des Reichs-Feldherrns nicht. Den ersten und funfzehnten jedes Monats erhält der Dova einen Besuch von einigen Mandarinen und einem Prinzen von Geblüte, die der Groß-Feldherr zu ihm schickt, um ihm den Hof zu machen: sie erscheinen in blauen Röcken und in baumwollenen Mützen vor ihm, die im Lande selbst verfertigt sind.

Diese Ceremonien ausgenommen lebt der König oder, der Kayser von Tunkin (denn so nennen ihn die Europäer, zum Unterschied des Chova, dem sie den Titel König beylegen) in der größten Einsamkeit, und fern von den Augen seines Volks. Man lullt ihn in Weichlichkeit und Wollust ein, und tischt ihm das Leckerste auf, was im Königreiche zu finden ist. Sein Harem ist zahlreich, und mit jenen Frauenzimmern bevölkert, denen man in diesem Lande den Vorzug vor allen übrigen giebt. Man sieht dabey weniger auf Schönheit, als auf Talente und Anlage zu Tanz, Musik, und anderen Ergötzlichkeiten. Man nimmt sie deswegen oft aus den Komödiantinnen, und selbst der Chova befolgt

dies

diesen Gebrauch. Der Dova hat eine abgesonderte Wohnung in dem Bezirk des Pallastes des Chova, der einen Theil der Residenz einnimmt. Wenn er ausgeht darf ihn sein Volk nicht einmal ansehen. Allen Bewohnern der Stadt und des Landes, wird bey Zeiten befohlen, sich von dem Wege, den der Fürst nehmen wird, weit entfernt zu halten: die Weiber müssen in dem innern ihrer Häuser eingeschlossen bleiben; und wer sich blicken läßt, verliert auf der Stelle das Leben, wenn er auch selbst das Verbot nicht gewußt hätte. Der König ist also jedermann unsichtbar, nur den Soldaten und Officieren nicht, die ihn begleiten.

Wegen der Thronfolge ist nichts gewisses festgesezt; selbst der Dova weiß nicht, welches von seinen Kindern sein Nachfolger seyn wird, wenn er auch gleich etwas darüber verordnet, denn alles kommt dabey auf den Chova an, und der wählt immer den, auf den er sich am besten verlassen kann. Der älteste Prinz hat in Tunkin wie in Sina kein Nährecht auf den Thron. Man sucht den würdigsten in der Familie dazu aus, und das oberste Tribunal muß es bestätigen, sonst gilts nicht. So eingeschränkt auch die Macht des Königs von Tunkin ist, so wird doch seine Erziehung nie verabsäumt. Er ist von allen Gesetzen und Gebräuchen des Landes auf's genaueste unterrichtet, und seine Jugend bringt er unter Lehrern zu, die alle Uebungen der Religion und alle Wissenschaften mit ihm durchgehn. Ist aber diese Zeit des Studierens vorbey, so

übers

überläßt er sich der Schwelgerey, und allen Arten von Vergnügungen. Man belustigt ihn mit Musik, Schauspiel, Tanz, und führt ihm bey guter Zeit Frauenzimmer zu, um ihn desto leichter in Zerstreuung zu erhalten. Seine Tafel wird Tag und Nacht, zu sieben verschiedenenmalen bedeckt, und die Etikette will, daß sie mit 120 verschiedenen Schüsseln besezt sey.

Die Würde eines Feldherrns des Reichs ist in der Familie Tring erblich; der Feldherr der vor dreißig Jahren regierete, war der siebente Abkömmling des Tring. Diese Regierungsform, welche die Tunkineser den Japanesern nachgeahmt zu haben scheinen, ist so fest gegründet, und so sehr nach dem Geschmack der Nation, daß der Chova oder Feldherr, im alleinigen Besitz aller Vorrechte der Krone und der königlichen Gewalt ist. Er ist's der Krieg und Frieden macht, Gesetze giebt oder abschaft, Verbrecher bestraft oder begnadigt, Civil- und Militair-Bediente ernennt und absezt, neue Auflagen ausschreibt, und die Kroneinkünfte hebt, und nach seinem Gefallen darüber schaltet. Die Erbfolge im Feldherrn-Stand ist gewissermassen fester bestimmt, als bey der Familie des Königs; der älteste Sohn des Chova erhält fast allemal die Stelle seines Vaters. Unterdessen geht es doch oft nicht ohne innerliche Zwistigkeiten und bürgerliche Kriege zwischen den Brüdern ab, die der Nation sehr zur Last fallen, und zu dem Sprüchworte Anlaß gegeben haben; „daß der Tod von tausend Dova's, für Tunkin nicht so gefährlich

ist,

iſt, als der Tod eines einzigen Chova!„ Die Brüder und Verwandte des regierenden Chova hängen von ihm ab; er hält ſie gemeiniglich ſehr ſtrenge, und läßt ihnen oft, wegen des kleinſten Verdachts, das Leben nehmen. Im Anfange wurden ſie zu den öffentlichen Geſchäften zugelaſſen, und mit den anſehnlichſten, Ehrenſtellen bekleidet, allein ſeit dem Ende des lezten Jahrhunderts, und der Regierung eines Chova, der in allen Ränken der morgenländiſchen Staatskunſt ausgelernt, und um ſo argwöhniſcher und beſorgter war, weil er nicht der beſten Geſundheit genoß, behielt der Grundſatz den Vorzug, daß man von der Verwaltung der Geſchäfte alle die entfernen müſſe, die ihre Geburt zu Anſprüchen auf die Ober-Gewalt berechtigte. Nur der vermuthliche Nachfolger des Feldherrns, der Chura oder junge Feldherr, genannt, nimmt Theil an der Regierung, und iſt oft ſeinem Vater darin beygeſezt. Er hat eine eigene Hofhaltung, die von ſeines Vaters ſeiner abgeſondert iſt, aber eben die Mandarine und Bediente wie jene, und unter gleichen Titeln hat. Sie geben den Bedienten des regierenden Chova allenthalben den Vortritt, aber nach ſeinem Tode nehmen des Chura ſeine ihre Stellen ein, bis auf einige alte Miniſter, die wegen ihrer Erfahrung und Klugheit, gemeiniglich in ihren Poſten beſtätigt werden.

Das gegenwärtige Geſchlecht des Chova iſt Anfällen von Wahnwitz ausgeſetzt, die es von Zeit zu Zeit des Gebrauchs der Verſtandes- und

Geistes-Kräfte berauben, und in dieser Familie, seit ihrer Gelangung zum Generalat im Jahre 1682, erblich zu seyn scheint. Der Vater selbst war dieser Krankheit unterworfen, und brachte in einem solchen unglücklichen Augenblick, den Prinzen Chekening, seinen zweyten Bruder, um, den seine Tapferkeit, Gerechtigkeit und Güte, zum Abgott der Nation macht, und dem sie, seit seinem glorreichen Feldzuge von Cochinchina, den Beinamen, Blizstrahl von Tunkin, gegeben hatte. Aber eben diese Liebe des Volks erregte die Eifersucht des Chova; er berief ihn zu sich. Der junge Held, der sein Schicksal voraussah, und ihm an der Spitze seines siegreichen Heeres hatte Trotz bieten können, gab ein merkwürdiges Beyspiel des Gehorsams, den ein Unterthan seinem Herrn schuldig ist; er lieferte sich selbst in die Hände des Tyrannen, und wurde ins Gefängnis geworfen, wo ihn der Chova bald darauf durch Gift hinrichten ließ. Vor seinem Tode, wendete er sich mit allen in Tunkin üblichen Zeichen von Ergebenheit und Ehrfurcht, gegen den Pallast, leerete darauf den Giftbecher, und starb mit allen Zeichen der vollkommensten Ruhe der Seele.

Die Hofhaltung des Chova ist prächtig und glänzend; und alles geht daselbst in der schönsten Ordnung zu. Eine zahlreiche Wache füllt die Höfe des Pallastes, und eine Menge in den Zimmern zerstreute Verschnittene, nehmen die Bittschriften der Mandarine in Empfang, und machen ihnen die Befehle des Fürsten kund; die Bittschriften der Vornehmsten müssen auf den Knien überreicht werden.

Der

Der Anblick des Hofes dieses Prinzens, ist das auffallendste Gemälde des morgenländischen Despotismus: man sieht hier die mächtigsten Herrn des Reichs versammelt, und mit nichts anders beschäftiget, als durch ihre Demuth und tiefe Ehrfurcht die Blicke des Herrn auf sich zu ziehn. Diese Versammlungen haben ein gewisses majestätisches Weien, das, ohne das knechtische Gesetz, welches die Grossen zwinget, mit blossen Füssen bey der Audienz zu erscheinen, selbst auf Europäer Wirkung machen würde; allein die blossen Füsse sind eine Hofetikette, und haben nichts erniedrigendes für die, die sich darnach richten müssen. Der Chova begegnet ihnen mit Güte, und man kann sagen, daß er, in Vergleichung mit andern Höfen des Orients, ein milder Regent ist; die härtesten Strafen sind Geldbussen, oder Verweisung ins Elend; und nur Verrätherey wird mit dem Tode gerügt.

Man versammelt sich beym Chova gegen die erste Tages-Stunde, oder, nach unsrer Rechnung, gegen sechs Uhr des Morgens, und um acht Uhr ist die Audienz geendigt. Es bleibt niemand bey dem Chova als der Hauptmann seiner Wache, und seine Haus-Bediente, wovon die meisten, sonderlich die, welche den Zutritt in den Harem haben, Verschnittene sind. Die Anzahl dieser Verschnittenen ist ungeheuer; einige sind sehr jung, und alle so stolz und herrschsüchtig, daß sie von der ganzen Nation verabscheut werden. Unterdessen haben sie grossen Einfluß auf die Verwaltung der öffentlichen und häuslichen

Ge-

Geschäfte des Choba, und wenn sie sieben oder acht Jahre im Innern des Pallastes gedient haben, so erhalten sie gemeiniglich Staats-bedienungen, und dringen stufenweise zu den ersten Würden des Königreichs empor, unterdessen das Verdienst der geschicktesten Gelehrten, im Staube der Vergessenheit begraben bleibt. Doch es ist mehr das Interesse des Chova, als Talent oder Gunst, was es diese Verschnittene so hoch bringen läßt. Wenn sie sterben, so erbt er die Reichthümer, die sie durch tausend Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten zusammengescharrt haben, und giebt ihren Verwandten nur davon was ihm beliebt. Diese Verschnittene halten sich, troz ihres Zustandes, zahlreiche Harem's, und sogar Personen von Range und gewissem Alter, die schon Väter vieler Kinder sind, tragen kein Bedenken, sich einer solchen Verstümmlung Preis zu geben, weil es der sichere Weg ist der Person des Fürsten näher zu kommen, sein Vertrauen zu gewinnen, und sich so zu den fürnehmsten Posten des Staats erheben zu können: nur wenige sterben an den Folgen dieser schmerzhaften Operation. So verächtlich und niedrig diese Klasse von Leuten ist, so haben sich doch von Zeit zu Zeit welche im Ministerio und bey den Armeen, auf eine glänzende Art ausgezeichnet. Man hat angemerkt, daß solche Verschnittene ihre Mannheit in der Kindheit und durch Zufall verlohren hatten, welches von den Tunkinesern immer als eine untrügliche Ahndung von künftigem Glücke und Grösse angesehen wird. Dergleichen Zufälle ereignen sich in diesem Lande sehr leicht durch die Bisse der Hunde, und sonderlich

lich der Schweine, da die Kinder bis ins siebende Jahr und darüber nackend gehn.

Ong-ja-tu-lea, Statthalter der Provinz Hienquang Admiral, und Minister der auswärtigen Affairen, der im letzten Jahrhunderte lebte, gehörte unter diese Art Verschnittener. Er war ein unbestechlicher Richter, tapferer Heerführer, und der Liebling des Volks, das nicht ermüdete, seinen Verstand und seine fürtrefliche Eigenschaften zu preisen. Der Chova der damals regierte brauchte einen Mann, der ihm, bey seiner schwächlichen Gesundheit, die Last des Regiments tragen hülfe, und glaubte im Traum die Person gesehn zu haben, die er zu diesen Posten wählen müßte, und die ihm am Morgen zuerst begegnen würde. Das Ohngefähr wollte, daß Ong-ja-tu-lea, der erste war, der vor dem Chova beym Erwachen erschien, und auch zugleich eine vollkommene Aehnlichkeit mit seinem Traumgesichte hatte; der Fürst ließ sich sogleich mit ihm in ein so vertrauliches, und verdachtfreyes Betragen ein, als wenn er ihn schon lange gekannt hätte, und fand, nach einer langen Unterredung, so viel Fähigkeiten und grosse Einsichten an ihm, daß er keinen Augenblick anstand, ihm eine Gewalt anzuvertrauen, die der seinigen fast gleich war. Lange erhielt sich der Verschnittene, unter dem Beyfall der ganzen Nation, bey diesem Glücke: aber in der Folge, es sey nun daß sein gar zu grosses und unumschränktes Ansehn den Liebling schwindlich machte, oder die Eifersucht des Chova daran Schuld war, die schon einem seiner Brüder das

Leben

Leben gekostet hatte; genug, Ong-ja-tu-lea, der in Tunkin noch wegen seines grossen Glücks und grausamen Todes berühmt ist, nahm ein sehr trauriges Ende. Man klagte ihn, wahr oder falsch, der Verschwörung wider den Staat an, und der Minister wurde verurtheilt, von vier Pferden zerrissen, sein Körper in Stücken zerhackt, verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut zu werden; ein Urtheil das auch pünktlich vollzogen wurde.

Mit dem Antritt eines jeden neuen Jahres, legen die Mandarine und Kriegs-Bediente den Eyd der Treue von neuem an den Chova ab. Sie ihrer Seits empfangen ihn wieder von ihren Weibern, Kindern, und allen den Personen, die unter ihnen stehen. Ein alter sinesischer Gebrauch, der das Regiment des Hausvaters und seine Autorität, als das Model und den Grund jedes andern Regiments angiebt.

Der Chova residirt beständig zu Ka-cho, in einem weitläuftigen Pallaste, der von Mauern umgeben ist, und im Mittel der Stadt liegt. Rings herum sind eine Menge kleiner Häuser zu Casernen für die Soldaten gebaut. Die innern Gebäude haben zwey Stockwerke mit vielen Oefnungen, und Portalen, um der Luft freyen Durchgang zu lassen. Die Thore sind hoch und majestätisch. Die Gemächer des Fürsten und seiner Weiber sind nach der Landes-Art auf das prächtigste, mit Vergoldungen, Schnizwerk und dem schönsten Lack, ausgeziert, und mit alle den Reich-

thü-

thümern und Seltenheiten aufgeputzt, die ihre unumschränkte Besitzer, seit so vielen Jahren hier zusammengehäuft haben.

Im ersten Hofe sind die Ställe für die schönsten Pferde und größten Elephanten: hinter dem Pallast liegen die Gärten, die in Gänge und Bosketts eingetheilt sind, grosse Wasser und Seen, und alles haben, was zum Vergnügen eines Herrn dienen kann, der seinen Aufenthalt selten verläßt. Der Harem ist mit Frauenzimmern von allen Ständen angefüllt, die von selbst sich anbieten darin zu wohnen, oder die man wegen ihrer Schönheit und andere Talente dazu aussucht: sonderlich findet man da eine grosse Anzahl Schauspielerinnen. Der Choya der zu Anfange dieses Jahrhunderts regierete, war der Sohn einer Frau von diesem Stande. Dieser Weiber oder Beyschläferinnen giebt es mehr denn vierhundert, aber der Choya bereichert und liebt nur eine kleine Anzahl von ihnen Die den ersten Sohn gebährt, erhält vorzügliche Ehrenbezeugungen, die übrigen Beyschläferinnen, die Kinder von ihm haben, nehmen den Namen, Dueba, oder, fürtrefliche Frau, an.

Alle Söhne, ausgenommen der älteste, der Chura heißt, werden Ducong, oder fürtreflicher Mann, und die Töchter, Batua, oder, Prinzeßinnen, betitelt, die übrigen Damen, die das Bette des Fürstens nicht besteigen, und die er nur zum Staat unterhält, haben bey seinen Lebzeiten nur einen mäßigen Gehalt, und sobald er todt ist,

jagt

jagt man sie aus dem Pallaste, und sie dürfen blos Männer von der niedrigsten Klasse heyrathen. Wenn der Feldherr sich feyerlich vermählt, wie es die Gesetze des Landes verlangen, welches aber gemeiniglich nur am Ende seines Lebens, und wenn er keine Kinder mehr zu hoffen hat, zu geschehn pflegt, so ist seine Gemahlin von königlicher Herkunft, genießt alle Ehre die ihr nach ihrem Range gebührt, und wird Mutter des Königreichs genannt. Gewissermassen kauft sie der Prinz durch den Tribut den er an die Provinz Than-hoa oder Ten-choa, bezahlt, wo sie gewöhnlich her ist. So lange ihr Vater lebt, fehlt es den Kindern des Chova an nichts, aber nach seinem Tode weißt der Nachfolger seinen Geschwistern nur so viele Einkünfte an, als ihm gutdünkt, und diese verringern sich immer mehr und mehr, so daß im fünften oder sechsten Grad sogar keine Pension mehr erhalten. Da diese Prinzen alle heyrathen, und Kinder haben, so müssen sie in der Länge in grosse Armuth gerathen: die meisten leben von Raub, und sinken zulezt stufenweise zu einem Stand herab, der um so verächtlicher ist, da sie kein öffentliches Amt, oder Bedienung bekleiden dürfen. Man hat welche auf den Märkten die Dienste der Lastträger verrichten sehn, und damit sie sich doch durch etwas auszeichnen möchten, so bedienten sie sich blos solcher Reife, die mit einer Farbe angestrichen waren, welche ihre Abkunft verrieth. Zwar, der regierende Chova trägt Sorge, daß seine Brüder keine zu zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen, und wenn er den mindesten Verdacht gegen sie bekommt, so weiß er schon

Mittel sich ihrer zu entledigen; sie leben in einer Art von Knechtschaft, und viele haben, bey den herrlichsten Anlagen, ihre Tage nur dadurch gefristet, daß sie sich närrisch stellten; denn in diesem Falle sperrt man sie in eine Art Gefängnis, wo sie blos die Bequemlichkeiten des Lebens genieſſen. Man hat für diesen Zustand des Wahnwitzes eine Art von Ehrfurcht, weil er die Rechtmäßigkeit der Abkunft vom königlichen Hause zu beweisen scheint, wo Narrheit eine Erb-Krankheit ist.

Der Dova, wie ich schon oben angemerkt habe, ist in seinem Pallaste eingeschlossen, der in den Ringmauern des Pallastes des Chova liegt, und wo er sich in Ueppigkeit und Weichlichkeit einschläfert. Vor ohngefähr 35 Jahren, stand die Familie des Dova auf dem Punkt, ihr altes Ansehn wieder zu erlangen, der Chova, der damals regierete, überließ sich völlig der Leitung eines Verschnittenen, der alles in seinem Namen that: dieser tödtete den unglücklichen Fürsten, um sich selbst auf den Thron zu setzen: es war ihm was leichtes seinen Mord zu verheimlichen, da alles ihm zu Befehl stand, und gewöhnlich der Regent, jedermann, nur seinen Lieblingen nicht, unsichtbar ist. Der Verschnittene gab ihn also lange für krank aus, bis endlich seinen Anverwandten die Sache verdächtig vorkam, und sie die boshafte That des Verschnittenen herausbrachten. Es entstand nun ein bürgerlicher Krieg, der das Reich in eine Menge kleine Partheyen theilte, und es die acht Jahre, die er dauerte, zu einer Wüsteney machte, indem die Felder unbebaut

lie-

liegen blieben, und ſich die Peſt noch zu den Schrecken des Kriegs und Hungers geſellte, ſo daß über die Hälfte der Einwohner aufgerieben worden. Der Dova erwachte endlich aus ſeinem Schlummer, verließ ſeine Klauſe, ſtellte ſich an die Spitze eines Heers und trieb nach und nach glücklich die Rebellen und Prätendenten, zu Paaren, ſonderlich nachdem er ſich 1748 des Zeughauſes der Provinz Tan-hoa bemächtigt hatte. Die alte Regierungsform wurde wieder hergeſtellt, das heißt, der Dova kehrete in ſeinen Pallaſt zurück, und wählete ſich ſelbſt einen Chova, der jezt nur ſeine Befehle befolgt, der aber früh oder ſpat, ſich ſchon wieder das alte Anſehn und die Gewalt ſeiner Vorgänger zu verſchaffen wiſſen wird.

13.

Kriegsmacht zu Lande und Waſſer.

Tunkin hat keine befeſtigte Plätze; es rühmt ſich keiner andern Feſtungen als ſeine Soldaten, und in der That würde das Heer fürchterlich ſeyn, wenn es eben ſo tapfer als zahlreich wäre. Es beſteht aus 140000 Mann, worunter 8 bis 10000 Reuter ſind, und aus 350 Elephanten, die im Nothfall Dienſte leiſten müſſen; allein die Anführer dieſer Menge ſind größtentheils Verſchnittene, die weder Muth noch kriegeriſche Kenntniſſe beſitzen, und ihre Stellen kaufen. Die Officiere beſtehn aus einem Fähndrich, der zehn, einem Hauptmanne der hundert, und einem Obriſten der fünfhundert Mann kommandirt. Generals

ral-Officiere, die beträchtlichere Corps von Truppen unter ihrem Befehl haben, giebt es nur zu Kriegszeiten. Seitdem Cochinchina von Tunkin abgefallen ist, und einen eignen Regenten erwählt hat, unterhält man auf der Gränze eine Armee von 10000 Mann, die von einem General kommandirt wird, und bestimmt ist, für die Sicherheit des Reichs von dieser Seite, gegen einen Fürsten, zu machen, den Tunkin als seinen Feind ansieht. Ein jeder von den Statthaltern der Provinzen, hat ausserdem noch einen Elephanten und 700 Mann zu seinem Befehl, um Ordnung und Polizey zu erhalten, und die Befehle des Chova zu vollziehen.

Das ganze übrige Heer, an die 100000 Mann stark, liegt in der Residenzstadt, oder dem Lager das an diese Stadt stößt: auf dieses Heer verläßt sich der Chova ganz allein, und ist auf diese Art sicherer die Nation in Unterwürfigkeit und Gehorsam, als mit Beyhülfe von befestigten Plätzen, die durch die Untreue ihrer Befehlshaber eben so sehr zu seinem Nachtheil als Vertheidigung gereichen könnten.

Tunkin, so ein offnes Land es ist, hat wenig von seinen Nachbarn zu befürchten, deren Schwäche oder Staatsklugheit es, wie bey Sina, schützt: und was die Seeseite anbelangt, so sind die Küsten, und Mündungen so seichte, daß jeder feindlichen Flotte eine Landung gefährlich, wo nicht unmöglich wird. Zwar soll man auf dem einen Fluß, mit Hülfe guter Lootsen, bis an die Residenz fahren können, allein dieser Weg ist theils

noch

noch zu wenig bekannt, theils würde es auch wegen der Truppen womit die Ufer beſezt werden würden, und der Feuerwerke, worin die Tunkineſer, wie ihre Lehrmeiſter die Sineſer, ſtark ſind, mit groſſen Schwierigkeiten verbunden ſeyn, da man mit dieſen Feuerrüſtungen die Schiffe ſehr leicht in Brand ſtecken könnte.

Alle Jahre geſchieht im fünften Mond die Hauptmuſterung ſämmtlicher Truppen, unter der Anführung des Chova; bey dieſer Muſterung werden drey Salven aus dem ſchweren Geſchüz und dem kleinen Gewehr gegeben: ein Soldat braucht aber nur irgend eine Beſchäftigung als Gelehrter, oder irgend ein Handwerk zu haben, um nicht dabey erſcheinen zu dürfen. Hier werden auch die Elephanten exercirt. Man rühmt von den Tunkineſern, daß ſie, einmal dreßirt, die Evolutionen mit beſonderer Richtigkeit machen ſollen, und gut aufs Kommando paſſen. Die Waffen der Tunkineſer ſind: die Muskete mit der Lunte, (denn Feuerſchlöſſer ſind noch nicht bey ihnen üblich) Bogen, Pfeil, Säbel, Pike, halbe Pike, und Schild. Nur beym Exerciren, und bey gewiſſen Expeditionen, führen ſowohl Officiere als Soldaten ihre Waffen; die übrige Zeit werden ſie in den Zeughäuſern aufbewahrt. Die zur Bewachung der Provinzen beſtimmte Truppen, werden ebenfalls jährlich vor den Mandarinen oder Statthaltern gemuſtert: ein jeder derſelben hat bey dem Orte ſeines Aufenthalts ein Lager, wie das, welches bey der Reſidenz befindlich iſt. Eine beſtimmte Uniform giebt es bey dieſen Truppen nicht;

nicht; jeder Soldat kennt seinen Anführer und seine Division. Er geht wie das andere Volk gekleidet, nur daß sein Kleid weniger lang und beschwerlich ist, um ihn nicht bey Führung der Waffen und auf den Märschen zu hindern. Die vom königlichem Hause sind in blaue oder rothe Stoffe, und sonderlich, wenn es zu haben ist, in Europäisches Tuch gekleidet: ein Vorzug den sie allein haben.

Kein morgenländischer Soldat ist besser in den Waffen geübt als der Tunkinesische; er wird zu Lande und auf den Galeeren, und sowohl mit der Muskete als Stücken exercirt. Wer am besten schießt und trift, erhält eine Belohnung, so wie diejenige, die vielmals hintereinander fehlen, der Züchtigung nicht entgehen. Es ist bey ihnen eine ziemlich sonderbare Probe von Bravur eingeführt, wobey der König selbst Richter ist, wenn er nicht einen seiner fürnehmsten Officiere an seine Stelle abordnet. Sie besteht darin, eine gewisse Anzahl Hiebe mit einem hölzernen Säbel auf den Kopf und den übrigen Theil des Körpers, zu empfangen. Der Kämpfer muß sie standhaft aushalten, ohne ihnen auszubeugen zu suchen, und wenn er auch darunter erliegen sollte, so verliert er doch deswegen den Preis seiner Standhaftigkeit nicht. Der Tapferste ist derjenige, der nicht einmal sich verfärbt; wenn er die Streiche ausgehalten hat, so wird er nun wieder seiner Seits, der Angreifende. Ein König von Tunkin, um die Herzhaftigkeit seiner Krieger zu prüfen, ließ eine tiefe Grube, mit Degenspitzen und Lanzen spicken, und

versprach demjenigen der hineinspringen würde, eine ansehnliche Beförderung zur Belohnung. Ein einziger Soldat war verwegen genug es zu wagen; die Spitzen der Waffen, die nur durch einen dünnen Rasen gestüzt wurden, gaben dem Gewicht seines Körpers nach, und thäten ihm keinen Schaden; er gestand, als die Probe vorbey war, es habe ihn allein der Gedanke dazu bewogen, daß ja die versprochene Belohnung unnüz seyn würde, wenn diese Waffen wirklich ihn zu durchbohren, und nicht bloß zu schrecken, bestimmt wären.

Jede Aldee liefert sein Contingent zur Armee, das sich nach seiner Grösse und der Anzahl seiner Einwohner richtet. Viele sind Soldaten vom Vater auf den Sohn, und leben, ein trauriges, gezwungenes, mühsames Leben, ohne Hofnung ihren Zustand verbessern zu können; denn die Beyspiele sind sehr selten, wo Tapferkeit es weiter gebracht hätte. Gunst und Geld sind die Wege höher zu kommen, und dies schlägt natürlich den Muth der andern nieder. Bey ihren Heerzügen ist deswegen mehr kriegerische Prahlerey, und ein grosses Geschleppe mit Gepäcke und Rüstzeug, als Wirklichkeit. Sonst zogen sie oft gegen Cochinchina zu Felde, aber alle ihre Thaten schränkten sich darauf ein, die Mauern der Städte anzugaffen, oder sich an den Ufern der Flüsse zu lagern. Rafte eine Krankheit etwa ein hundert Soldaten weg, so schrie gleich das ganze Heer, daß es ein mörderischer und grausamer Krieg sey, und eilte, nach Hause zu kommen. Sie bewiesen nur ein

einziges Mal Standhaftigkeit und Muth, als ſie gegen die Sineſer für ihre Freiheit ſtritten. Die bürgerlichen Kriege die darauf folgten, wurden mehr durch die Geſchicklichkeit der Feldherrn und des Chova ſelbſt, als durch die Waffen entſchieden. Wenn ſie nur ihren Zweck erreichen, ſo ſind ihnen Verrätherey und Meineid eben ſo anſtändig als Bravur und Ehrlichkeit. Alle Soldaten bekommen täglich eine gewiſſe Quantität Reiß zu ihrem Unterhalt; ihr Gehalt macht ohngefehr funfzehn bis zwanzig Franken aus, aber ſie ſind von allen Arten von Auflagen frey. Die gröſſeſten werden zur Wache des Chova genommen.

In einem Lande wo ſich die Schiffarth bloß auf das Innere des Reichs, auf Flüſſe, Ströme und Kanäle, und den Fiſchfang im Meerbuſen von Tunkin einſchränkt, kann das Seeweſen eben nicht ſehr in Flor ſeyn. Die Marine beſteht aus zwey bis drey hundert Galeeren von verſchiedener Gröſſe, ohne Maſten und Segel, die ſich beſſer zur Fahrt auf Flüſſen, als das Meer zu halten, ſchicken. Die Ruderer ſind unbedeckt, und dem Feuer und allen Angriffen ausgeſezt. Auch braucht man dieſe Fahrzeuge mehr bey Luſtbarkeiten als im Kriege: der Vordertheil iſt mit einer vierpfündigen Kanone bewafnet. Auſſer dieſer Flotte unterhält der Hof noch ein 4 bis 500 Barken, die ſehr leicht ſegeln, und ganz fürtreflich zum Tranſport von Truppen und Munition ſind. In Streit tängen ſie aber nicht. Alle dieſe Schiffe werden in weitläuftigen Vorrathshäuſern aufbewahrt, wo man ſie, wenn es nöthig iſt, ſehr leicht ins Waſſer laſſen kann.

In dem königlichen Pallaſt, den Gegenden um der Reſidenz, und den Provinzen, trift man verſchiedene, mit Waffen und anderm Kriegsvorrath angefüllte Zeughäuſer an, das anſehnlichſte aber, ſoll in der Provinz Thang-hoa liegen, wo das regierende Haus herſtammt. Es ſoll daſelbſt ein groſſer, von hohen Gebirgen eingeſchloſſene, und von der Natur ſo gut befeſtigter Platz ſeyn, daß er, einen kleinen Eingang ausgenommen, von allen Seiten unzugänglich iſt. Hier befindet ſich nicht allein das fürnehmſte und am reichlichſten verſehene Arſenal, ſondern auch die beſten Koſtbarkeiten und Schätze des Chova, der dieſen Platz als einen gewiſſen Zufluchtsort anſieht, wohin er ſich bey plözlichen Unfällen ſichern kann. Der Weg von der Hauptſtadt bis zu dieſer Art Feſtung iſt verſchiedene Tagereiſen lang, allein es iſt ein weit kürzerer durch die Wälder gehauen, den aber niemand, als wem es der König erlaubt, betreten darf, und der nur einen Tag währt. Der mistrauiſche Fürſt, der Tunkin 1685 beherrſchte, ſoll auch einen unterirrdiſchen Gang haben bauen laſſen, der von ſeinem Pallaſt bis dahin führte.

14.

Einkünfte von Tunkin.

Der König von Tunkin iſt einer der reichſten Prinzen des Morgenlands: er beſizt Schätze von dem größten Werth, und ſehr beträchtliche fixe Einkünfte, die in den Produkten ſeiner Domanien,

nien, den verſchiedenen Auflagen, und dem Verkauf aller Bedienungen, beſtehn. Die Früchte die auf den königlichen Ländereyen eingeerndtet ſind, werden in ſeine Magazine gebracht, wovon das eine, in der mittäglichen Provinz gelegen, beinahe eine Quadrat-Meile im Umfange hat. Man trift hier die Ausbeute von 30 oder 40 Erndten an, denn unter allen Produkten der Art, hält ſich der Reiß am längſten ohne zu verderben. Nur in der äuſſerſten Hungersnoth, oder in Kriegszeiten, werden dieſe Magazine geöfnet.

Die Auflagen beſtehn in einer Länderey- und Kopf-Steuer. Die Länderey-Steuer iſt von neuer Erfindung, und wird erſt ſeit 50 oder 60 Jahren gehoben. Verſchwiegen die Eigenthümer, bey der Angabe der Ländereyen, nicht einen groſſen Theil derſelben, ſo wären ſie nicht im Stande ſie zu bezahlen, ohne ſich zu Grund zu richten. Die Kopf-Steuer iſt älter, und mit der Zeit erhöht worden. Würde ſie pünktlich eingetrieben, ſo müßten die Leute Haus und Hof verlaſſen, ſo aber verſtehn die hieſigen Finanziers ihre Kunſt noch nicht ſo gut als unſre europäiſchen, und die Zählung einer ſolchen Volksmenge ſcheint ihnen eine Unmöglichkeit; die Taxirung geſchieht alſo von jeder Aldee oder Gemeine überhaupt, und dann wird durch die fürnehmſten Einwohner der Ertrag Kopfweiſe repartirt. Die Mannsperſonen bezahlen allein, und zwar vom 20ſten Jahre an; die Greiſe, die über ſechszig ſind, die Soldaten, Bonzen, und Hüter der Tempel, ſind aber davon ausgenommen. Die Steuer wird in der Currant-Münze des Landes, das heißt in kupfernen Pfenningen, Früchten, Waaren,

und Gold- und Silber-Barren, erhoben. Alles fällt in die Kasse des Königs, und zum besten der Nation wird nicht das geringste davon verwendet. Der König, seine Weiber, Kinder, Verschnittene, Mandarine und Truppen, theilen sich darein. Des Königs Theil wird in den Pallast geschaft, und auf verschiedene Art aufgehoben. Das Gold und Silber schüttet man in Sälen auf, die mit dem härtesten Holz bekleidet sind, und nur eine Oefnung haben. Die andern Metalle häuft man in unterirrdischen Gewölbern auf einander, die unter den Gemächern des Königs liegen. Er hält es für einen Punkt seiner Grösse, unermeßliche Schätze mit Füssen zu treten, und überall damit umgeben zu seyn. Was also einmal aus den Händen des Volks ist, kommt niemals wieder hinein, und ist für todt zu achten. Eben so geht es mit den kupfernen Pfennigen, von denen man ungeheuere Haufen verwahrt; selbst die größten Magazine würden am Ende nicht vermögend seyn sie alle zu fassen, deswegen ist man in einigen Provinzen auf den Einfall gekommen, grosse, mit Bretern gefütterte, Behälter anzulegen, in welche man diese Pfennige schüttet, und aufschreibt, was von Zeit zu Zeit dazu kommt. Man läßt hernach diese Oefnungen, in einer ziemlichen Höhe, mit Wasser überlaufen, damit nichts davon gestohlen werden kann.

Von roher' und verarbeiteter Seide, Leinewand, Stoffen, und dergleichen, sind gleichfalls ungeheuere Vorräthe im Pallast vorhanden; man läßt sie lieber verderben, als dem Volke das geringste davon zukommen. Eben so geht es mit dem Holze, das die Provinzen zur Unterhaltung

der königlichen Gebäude liefern müssen; es kann nicht alle verbraucht werden, und der beste Theil verfault. Der Chova bestreitet also den ganzen Aufwand von seinem Hause und dem Hause des Dova, wie nicht minder die Beamten und Truppen, ohne seine Schätze im mindesten anzugreifen: ein Theil der Einkünfte ist sogar, einzig und allein dazu bestimmt, diese seine Schätze zu vermehren.

Da der Umlauf des Geldes und der Reichthümer des Staats gleich an der Quelle gestopft wird, und der Schatz des Fürsten alles in sich schluckt, ohne etwas wieder herauszugeben, so ist es kein Wunder, wenn das Volk arm und elend ist, und kaum die ersten Bedürfnisse befriedigen kann. Ganz bleiben unterdessen die Einkünfte des Königs nicht in seiner Kasse, denn er theilt beträchtliche Summen davon an seine Bediente, Weiber und Kinder aus. Er schenkt ihnen das Einkommen, von einem oder mehrern Dörfern, und, so lange sie es erheben, werden sie für die Herrn dieser Dörfer gehalten, so, wie für die Bezahlung der Soldaten, ebenfalls gewisse Dörfer ausgesetzt sind. Aber diese Augenblicks-Herren, sind so viel Tyrannen, deren Drückungen dem Volke noch beschwerlicher fallen, als die Verwaltung der öffentlichen Beamten, und wenn auch einige darunter, das selten geschieht, menschlich und leutseelig sind, so ist es doch gefährlich, sich die Liebe des Volks, selbst durch die uneigennützigsten Wohlthaten, in einem Lande zu erwerben, wo alles sogleich als Anschläge wider den Staat, und wider das Interesse des regierenden Despoten, ausgelegt wird.

Auſſer den Auflagen hat der König noch eine Menge andre Mittel, beträchtliche Summen von ſeinen Unterthanen zu ziehn; Mittel, die er nicht vernachläßigt. Dahin gehören 1. der Verkauf der neuen Aemter und Ehren-Mandarinate, die er von Zeit zu Zeit creirt, und welche die reichſten ſeine Verſchnittene und Unterthanen kaufen müſſen: 2. Das Geld das zur Ausbeſſerung der Wege gehoben wird, die aber die Unterthanen zur Frohne auszubeſſern gezwungen ſind, und 3. die Zölle an den Flüſſen, denn auf den Heerſtraſſen und andern Eingängen der Städte, wird keiner erlegt. Jedes Fahrzeug bezahlt für die Paſſage von einer Provinz zur andern, funfzehn Sols, und dieſer Zoll hat keine andere Beſtimmung, als in den Beutel irgend eines Günſtlings des Fürſtens zu fallen. In jeder Provinz giebt es ein Zollhaus, wo man den zehnten von allen Waaren, die eingeführt werden, bezahlen muß, und oben iſt der Inſel Twonbene erwähnt worden, die von allen fremden Schiffen, welche der Handel zur See nach Tunkin bringt, eine Abgabe erhebt. Die Einkünfte des Königs müſſen alſo unermeßliche Summen abwerfen, allein man überſchlägt ſie niemals: es iſt ſogar bey ſehr harten Strafen verboten, ſich in eine Unterſuchung dieſes Staatsgeheimniſſes einzulaſſen. Selbſt diejenige, die der Verwaltung dieſer Zölle vorgeſezt ſind, dürfen ihre Einnahme nicht mit der Einnahme eines andern vergleichen, oder ſich um etwas mehr als ihre eigene Lieferungen bekümmern.

15.

Civil- und Criminal-Gesetze — Gerichtshöfe.

Die Tunkinesische Gesetze sind ursprünglich aus dem sinesischen, wie so viele andere Gebräuche dieses Volkes, entstanden, und mein Verfasser hat sich daher in eine weitläuftige Untersuchung von jenen eingelassen, die ich hier ganz überschlage, weil meine Leser eine Geschichte von Tunkin, und keine Wiederholung desjenigen erwarten werden, was von einem so bekannten, und so oft beschriebenen Reiche wie Sina, in so vielen Schriften zur Genüge abgehandelt worden ist. Ohnstreitig ist die sinesische Nation, bey allem ihrem Hang zur Betrügerey, ihren Leidenschaften, und bey der Verschmitzheit und Wucherſucht, die sie zu den Juden des Morgenlandes machet, doch wegen ihrer uralten, und weisen Gesetze, die sie durch eine undenkliche Reihe von Jahren und Revolutionen unverrückt, sich zu erhalten gewußt hat, ein eben so merkwürdiges als verehrungswürdiges Volk, das die Verunglimpfungen mancher unsrer neuern Schriftsteller, wenn sie an ihrem Pulte Völkerschaften mishandeln, und Gebräuche richten und leugnen, die sie nur aus Erzählungen kennen, nie von der greisen Höhe seiner Grösse und Weisheit zu erniedrigen vermögend seyn werden. Der Punkt, auf dem sich die sinesischen Gesetze herumdrehn, ist das Verhältnis der wechselseitigen Pflichten der Eltern und Kinder gegen einander: der Kayser ist der erste Vater, der Vater des Reichs, der Vicekönig, der Vater der Provinz die er regiert, der Mandarin der Vater der Stadt, wo er befiehlt, und so weiter. Man

muß

muß gestehn, daß sich der Despotismus kein ehrwürdigers und treffenders Bild wählen konnte, als die Regierungsform einer Familie; die Vergleichung gilt bis auf die Vernachläßigung seiner Pflichten und die Ungerechtigkeiten, die die Väter des Vaterlands zuweilen gegen ihre Unterthanen, wie die Hausväter gegen ihre Kinder und Hausgenossen ausüben. Denn wie viel Unheil richtet nicht oft der Despotismus der Eltern in den Familien an; wie viel Keime des Guten werden da durch Eigensinn erstickt, wie viel weiche Herzen zur Verstockung gezwungen, und wie viele Gewaltthätigkeiten im eigentlichen Verstande des Wortes, oft ungerügt vollbracht!

Ausser den Hauptgesetzen, die in Tunkin, wie in Sina, auf einerley Grundsätze gebaut sind, giebt es noch in diesem Königreiche besondre Gewohnheiten, und jeder Ort hat wieder seine eigene Gebräuche, die oft den eingeführten Gesetzen widersprechen, aber nur unter Privatpersonen, und in sehr eingeschränkten Bezirken, nicht aber vor den ersten Gerichtshöfen gelten. Die Städte sind wie in Sina in gewisse Ordnungen eingetheilt: nach der Hauptstadt einer jeden Provinz, folgt die Stadt der ersten Ordnung, Fu, genannt, dann die der zweyten Ordnung, oder Cheu, und endlich die von der dritten Ordnung, Hujen; diese Titel werden allezeit dem auszeichnenden Namen der Städte angehängt. Das Wort Mandarin, existirt weder in der sinesischen noch tunkinesischen Sprache; es ist eine Erfindung der Europäer, und leitet sich von dem Portugesischen, Mandar, befohlen, her. Eine obrigkeitliche Person heißt in den beyden Landesspra-

chen,

chen, Quan. Es giebt Quan's von der ersten, zweyten und dritten Ordnung, die unter einander stehn, die dritte unter der zweyten, die zweyte unter der ersten. Ausserdem ist noch in jeder Provinz ein Tribunal der Gewaltthätigkeiten befindlich, wo ein jeder den Mandarin verklagen kann, von dem er glaubt daß ihm unrecht geschehen ist. Dieses Tribunal ist das erste in der Provinz und hängt unmittelbar von dem Haupttribunal zu Kacho ab. Der Statthalter hat ebenfalls sein Tribunal, das aus ihm und einem gelehrten Mandarin besteht; dieser theilt die Sorge der bürgerlichen Verwaltung mit ihm und wacht über die Erhaltung der Gesetze. Die Erkennung der Criminal-Sachen, hängt einzig vom Statthalter ab, der leichte Verbrechen auf der Stelle bestraft, in Todesurtheilen aber, erst den Befehl des Chova einhohlen muß. Jedes Tribunal hat verschiedene Richter, die, jeder nach seiner Reihe, entscheiden: es hat auch seine Gehülfen oder Gerichtsboten, welche die Partheyen vorladen. Der Angeklagte, er mag nun schuldig oder unschuldig seyn, ist gehalten eine gewisse, der Würde des Tribunals wo er gerichtet wird, angemessene Summe niederzulegen, die er selbst nach der Lossprechung nicht wiederempfängt, die vermuthlich die Sporteln der Richter ausmacht, aber, allem Scheine nach, von dem Kläger dem unschuldig Angeklagten, erstattet werden muß.

Nach den Tribunalen der dritten Ordnung folgen die Unterrichter. Jeder Flecken, der den Titel Xa, und das Recht hat, die Gerichtsbarkeit in einem gewissen Bezirk auszuüben, muß mit einer, vor den Augen des Publikums ausgestell-

ten

ten Tafel verſehn ſeyn, auf der mit Tunkineſiſcher Schrift der königliche Rathsſchluß, der ihm dieſe Freyheit ertheilt hat, geſchrieben iſt. Dieſer Rathsſchluß wird jedesmal bey der Thronbeſteigung eines neuen Chova erneuert, welches groſſe Summen der Krone einbringt. Der Xa theilt ſich in Dörfer, ein Dorf in Viertel, und, wenn der Ort ſehr beträchtlich iſt, in noch mehrere Unterabtheilungen ein, wo jede ihren Vorſteher hat. Ein Xa hat deren drey, die das Volk bey Trommelſchlag zuſammenrufen, in den Verſammlungen den Vorſitz führen, und die Polizey beſorgen. An den erſten unter ihnen werden namentlich alle Befehle der Mandarine, und ſogar des Hofs adreßirt, die, ohne dieſe Formalität, als erſchlichen angeſehn werden würden. In Abweſenheit des erſten Vorſtehers, führt der zweyte, und in deſſen, der dritte die Oberaufſicht. Sie haben Macht und Gewalt, Geldbuſſen zu erkennen, und ſogar, wegen gewiſſer Verbrechen, mit Ruthen hauen zu laſſen. Sie ſind es auch, die in den Verſammlungen, in Gemeinſchaft mit den Gelehrten, die Auflagen repartiren. Sie werden durch Mehrheit der Stimmen gewählt, und bleiben zehn Jahre am Amte. Der erſte iſt ſein ganzes Leben durch von allen öffentlichen Steuern und Frohnen frey, und dem andern wird, auf eine gewiſſe Anzahl Jahre die Hälfte der Auflagen, wenn ſie aber im Amte ſind, das Ganze erlaſſen. Gewiſſermaſſen werden dieſe Stellen gekauft, denn die, auf welche die Wahl fällt, müſſen ihrer ganzen Gerichtsbarkeit zu eſſen geben, und die Koſten dieſer Gaſtereyen würden ihnen gewiß im äuſſerſten Grade läſtig fallen, wenn ſie,

ſich nicht nachher durch Erpreſſungen, an ihren Untergebenen zu erhohlen wüßten. Drey Dörfer machen gewöhnlich ein Xa, und drey Xa's einen Tong aus, deſſen Oberhaupt durch die Mehrheit der Stimmen der Xa's erwählt wird: auſſerdem hat jeder Tong noch ein Oberhaupt, das aber nichts zu ſagen hat, ſondern bloß Ehren-Quan oder Mandarin iſt. Alle dieſe Oberhäupter und Vorſteher, werden von dem Mandarin der Provinz, von der dritten Ordnung, beſtätigt. Man kann jeden Xa als eine Art populäre Republik anſehen, an deren Verwaltung die Frauenzimmer gar nicht, und die jungen Mannsperſonen erſt nach dem zwanzigſten Jahre, Theil nehmen. Die Greiſe die über ſechszig alt ſind, haben, ſo lange ſie leben, bey allen Verſammlungen und Gaſtmalen den erſten Platz. In jedem Xa trift man ein oder mehrere ſolche Verſammlungs-Häuſer an, wenn ſie nicht auch zugleich zu gottesdienſtlichen Uebungen beſtimmt ſind.

Ueber alle dieſe Tribunale geht, der oberſte Rath, der ſeinen Sitz in der Hauptſtadt hat, und an den, von allen in den Provinzen, ſelbſt von Mandarinen der erſten Ordnung, gefällten, Ausſprüchen und Urtheilen, appellirt wird. Da beinahe jede Sentenz einer Reviſion unterworfen iſt, ſo dauern die Prozeſſe, an deren Verlängerung, angeſehenen Mandarinen gelegen iſt, bis in Ewigkeit.

Die Streitigkeiten und Angelegenheiten der Groſſen werden in der Hauptſtadt vor verſchiedenen Gerichtshöfen entſchieden, deren Rang und Namen, ihren verſchiedenen Functionen entſpre-

chen.

chen. Vor dem einen werden die Staatsverbrechen, vor dem andern die Mordthaten, vor dem dritten die Streitigkeiten über Ländereyen, und vor dem vierten, die Zwistigkeiten über Häuser und Erbschaften gerichtet Auſſer den sinesischen Gesetzen, welche den Codex der Landesrechte ausmachen, giebt es auch eine Menge Edikte und besondere alte und neue Verordnungen, und authentische, in verschiedene Bücher gebrachte, Decisionen, deren Autorität fast immer die sinesischen Gesetze überwiegt. Viele von diesen, Tunkin eigenen, Verordnungen, athmen mehr Gerechtigkeit, Menschlichkeit, und Geist der Milde, als die sinesischen Gesetze. Darunter gehört die Verordnung, welche die Ausſetzung oder Erstickung der Kinder, sie mögen so ungestaltet seyn als sie wollen, verbietet, da in Sina hingegen dieser barbarische Gebrauch nicht allein tolerirt, sondern durch ein altes Gesetz sogar vorgeschrieben ist, und doch ist die Bevölkerung in Tunkin nicht stärker als in Sina. Aber, was hilfts, daß diese Gesetze von der Billigkeit selbst gegeben, und zur Wohlfarth des ganzen Volks bestimmt zu seyn scheinen, da es kein Verbrechen giebt, von dem man nicht durch Geld losgesprochen werden, und keinen Proceß, dessen Entscheidung man nicht nach Wunsche erkaufen könnte; der reichste und angesehenste, hat auch hier immer Recht! Kein Wunder! denn alle Gerichts- und Militair-Stellen, sind käuflich, und die Käufer erpressen die Summen, die sie dem Könige oder seinen Günstlingen bezahlen mußten, wieder von den Einwohnern der Dörfer und Flecken ihres Bezirks. Vor einem Jahrhunderte ohngefehr lebten die Tunkineser in einem

glück-

glücklichen Ueberfluß; die Landesgesetze wurden treulich beobachtet, die Auflagen waren zu erschwinden, und die Verderbniß der Justiz wurde nicht öffentlich geduldet. Allein ein Chova, der vor beinahe achtzig Jahren herrschte, vermehrte die Steuern bis ins unüberschwengliche; er überhäufte in seinen Anfällen von Wahnsinn das Volk mit ausserordentlichen Arbeiten, indem er in Ebnen Berge anlegen, oder Berge in Ebnen, ohne den mindesten Nutzen verwandeln ließ; er war der Erfinder einer Menge lästiger Anordnungen, die noch existiren, und vermehrte die Anzahl der Verschnittenen, deren unumschränkte Macht, die Nation in unbeschreibliches Elend bringt. Doch, dieser Misbräuche ohngeachtet, muß man gestehn, daß der Despotismus in Tunkin nicht ganz absolut, noch die Regierung ganz willkührlich ist. Die Unterthanen sind keine gebohrene Sklaven; sie besitzen ihr Vermögen zu eigen, und es geht ruhig von den Vätern auf die Kinder, und selbst auf die Seitenverwandten über. Eigenthumsrecht gilt also, und der Fürst kann nicht ehe über das Leben seines Volks entscheiden, als bis es sich der Uebertretung der Gesetze schuldig gemacht hat: aber kein Gesetz ist dem Willen des Fürsten unübersteiglich, und um ihn her sind Minister die ihre Haabgier ihre Ungerechtigkeiten, und Erpressungen dem Volke nach tausendmal fürchterlicher machen; sie müssen theuer das Recht kaufen, befehlen und richten zu können, und nachher sehen sie dieses Recht als einen Freyheitsbrief an, die sie zu allen möglichen Unterdrückungen autorisirt. Daher die Furcht, das Mistrauen, der Mangel an Wetteifer, welche Talente und Industrie ersticken,

ſticken, die Gemüther entnerven, Muth und Geiſt niederſchlagen, und Urſache ſind, daß die Nation bloß auf tägliche Nothdurft, und nicht weiter hinaus denkt.

Alle peinliche Sachen werden von dem König allein entſchieden; ſelten wird aber die Todesſtrafe zuerkannt, weil die Tunkineſer überhaupt keinen blutdürſtigen Karakter haben. Alle Hinrichtungen geſchehn in der Reſidenz und in ſo geringer Anzahl, daß man ihrer nicht über 20 bis 30 des Jahres, im ganzen Königreich zählt. Die gemeinſte Todesſtrafe iſt das Enthaupten, welche hier für die ſchimpflichſte von allen gehalten wird. So viel Köpfe als abgeſchlagen werden ſollen, ſo viel Scharfrichter ſind da, und indem ein Soldat mit dem Säbel vor den Augen des armen Sünders ſchwadronirt, um ſeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen, haut ihm der Scharfrichter, von hinten zu, den Kopf mit einem Streich ab. Fehlt er, ſo wird er geſtraft. Nur Prinzen und groſſen Herrn widerfährt die Gnade, erdroſſelt zu werden. Die Staats-Aufwiegler, und diejenige, die nach dem Leben des Königs geſtanden haben, werden mit Zangen gezwickt, und mit vier Pferden zerriſſen. Ein Frauenzimmer das ſich eines Verbrechens ſchuldig gemacht hat, worauf die Todesſtrafe ſteht, wird an einen wackelnden Pfahl gebunden, und in dieſer Stellung einem Elephanten Preiß gegeben, der ſie mit ſeinem Rüſſel faßt, in die Luft wirft, mit ſeinen Zähnen auffängt, und ſpießt, und dann mit Füſſen tritt: die Elephanten werden dazu abgerichtet, und es iſt die gewöhnliche Strafe der Ehebrecherinnen. Der Stand des Nachrichters iſt hier

nicht

nicht entehrend; es ist ein Amt, das vom Vater auf Sohn fortgeht, und von einer Race, die aus Cochinchina stammt, versehen wird. Die übrigen körperlichen Strafen, welche bloß auf den Ausspruch der Mandarine, zuerkannt werden, sind Verweisung, oft bis an die Gränzen des Reichs, und ewiges Gefängniß, oder, was auf eins hinauskommt, Wartung der Elephanten, ein so mühseeliges, als wegen der Wildheit dieser Thiere, gefährliches Amt. Wer zu einer von diesen zwey Strafen verurtheilt wird, ist civiliter todt, hat also keine Stimme mehr in den Versammlungen, und ist von allen öffentlichen Diensten und Frohnen frey. Da leztere ziemlich hart sind, so macht sich, sonderlich das gemeine Volk, wenig oder nichts daraus, des Lands verwiesen zu werden. Zwar befinden sie sich alsdenn in der Gewalt der Mandarine, in deren Gebiet sie verbannt sind, und werden von ihnen auf tausendfache Art gemishandelt, so daß diese Beamte, oft, was ihnen am empfindlichsten ist, vor ihren Augen ihre Weiber misbrauchen, allein die Ruhe deren sie genieſſen, hilft ihnen in der Länge auch diese Beleidigung ertragen. Eine andre Art Strafe ist, mit daumsdicken Ruthen auf die Dickbeine gestäupt zu werden, oder eine gewisse Anzahl Schläge mit einem hölzernen Hammer auf die Knie zu empfangen. Damit die Knochen nicht in Stücken gehn, umwindet man sie mit Bambus-Reifen. Die hiesige Art die Tortur zu geben, ist schmerzhaft, ohne gefährlich oder schauerlich zu seyn. Man knebelt einen Flintenlauf sehr fest an den Fußknöchel, und schlägt mit einem Trommelklöpfel darauf. Noch eine

här-

härtere Tortur wird mit glühenden Pflugschaaren, und an den Zeugungstheilen gegeben. Mit diesen Strafen ist bloß der Schmerz und die Schande eines Augenblicks verbunden, und sie berauben die, die sie dulden müssen, der Rechte der Gesellschaft nicht. So werden gewöhnlich die Diebe bestraft, wenn ihnen nicht die Todesstrafe zuerkannt ist, welches aber sehr selten, und nur in dem Fall geschieht, wenn der Raub mit einem Mord verknüpft gewesen ist. Man hält das Leben eines Menschen für köstlicher und höher, als alles was ein Dieb stehlen kann: aber eben diese Gelindigkeit der Gesetze vermehrt die Zahl der Diebe. Die Strafe die sie am meisten scheuen, ist der Verlust eines Fingers oder Ohrs, denn da sie diese schimpfliche Verstümmelung nicht verbergen können, so werden sie gewöhnlich, beym vierten Verbrechen der Art, durch die fehlende Finger und Ohren überwiesen, und verurtheilt, den Kopf zu verlieren, um die Gesellschaft von einem so lästigen und nicht zu besserndem Gliede, zu säubern.

In Tunkin empfängt der Angeber, wenn er den Beklagten nicht überführen kann, dieselbe Strafe, die jener geduldet haben würde.

Die tunkinesischen Gefängnisse sind weit mehr zu fürchten, als die Strafen die einem dort erwarten: sie sind eine beständige Folter. Die nasse Erde dient diesen Zuchthäusern zum Boden, und den unglücklichen Gefangenen zum Lager des Schmerzens: Männer und Weiber liegen da in Finsterniß, Unflath und Schlamm durch einander her, und oft die lebendigen neben halbverwesten Kadavern. Des Nachts spannt man ihre Füsse,

in ein langes Stück Holz, das wie eine Klammer gemacht, und am Ende mit einem Schloß verwahrt wird. Der König läßt den Gefangenen nichts zu ihrem Unterhalt reichen, und die Haabsucht ihrer Wächter raubt ihnen noch, was die Mildthätigkeit des Publicums, oder die Fürsorge ihrer Verwandten ihnen zutheilt; sie müssen noch diesen Barbaren das traurige Recht, Fesseln zu tragen, bezahlen, und sind sie es nicht im Stand, so werden sie von ihnen mit Feuer gemartert. Am besten haben es noch die Gefangene, die reich genug sind, ihre Wüteriche durch Geschenke besänftigen zu können. Auch betrachtet man die Kerkermeister in Tunkin, als die verworfenste und grausamste Gattung von Menschen, und als so viele unmenschliche Henker. Unterdessen wird dieses häßliche Handwerk doch sehr gesucht, und man erhält es nur durch die Fürsprache der Mandarine, die gemeiniglich ihre Bediente mit dieser Stelle zu begnadigen pflegen, wo sie sich vom Elende der Unglücklichen, und ihren Grausamkeiten mästen. Wenn ein Gefangener im Gefängnisse stirbt, so brennt man ihm die Fußsohlen, um recht gewiß zu seyn, ob er wirklich todt ist.

16.

Mißionen — Christen in Tunkin.

So wenig man dem Urtheil eines Schriftstellers trauen kann, das er von seinen eignen Arbeiten fällt, und so übel man oft fahren würde wenn man sich darauf verlassen wollte, so wenig kann man den Berichten trauen, die uns die Mißionarien von den Früchten ihres Fleisses in

entfernten Ländern ablegen, weil immer eilf gegen eins anzunehmen ist, daß sie, selbst mit dem besten Willen von der Welt und wider ihrem Wissen, von ihrem Eifer, ihrer guten Sache, und dann von der Liebe zu ihren Thaten und dem Sekten-Geist verblendet, fast stets mit andern Augen sehen und mit andern Zungen erzählen werden, als wir andern armen Layen. Ob das auch hier der Fall bey den Missions-Nachrichten meines Autors gewesen seyn mag, kann ich freilich weder behaupten, noch beweisen, allein es hat mir doch weit sicherer gedünkt, die ganze ein paar hundert Seiten starke Erzählung, die den meisten Lesern überhaupt nur das Buch verdickt, und desto weniger interessirt haben würde, auf folgende wenige Seiten abzukürzen, und mich dabey bloß auf das historische und allgemeine einzuschränken.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts, zur Zeit als alle Fremde Japan räumen mußten, und die christliche Religion daselbst verboten worden war, kamen die ersten Missionarien von Macao mit portugesischen Kaufleuten nach Tunkin. Sie machten kein sonderliches Glück, weil sie der Landessprache nicht kundig waren, sie kehrten also nach Macao zurück. Der Pater Baldinoti, ein Jesuite, hielt alleine aus, und bekam den Pater Alexander von Rhodes, zum Gefährten. Eine Wand- und Sanduhr die sie dem Chova nebst einem sinesischen Buche von der Sternkunde schenkten, wobey Pater Rhodes „Gelegenheit nahm, des Herrn des Himmels und der Bahn der Sterne„ zu gedenken, empfahl sie ungemein den Prinzen. Der Missionar

mußte

mußte an seiner Tafel speisen, und das Erstaunen des Chova und seines Hofs gieng bis zur Verwunderung, als der Pater die Wanduhr aufzog, die Sanduhr umstürzte, und versicherte, daß wenn diese ausgelaufen seyn, jene zu schlagen anfangen würde, und das alles auch wirklich eintraf. Dieses kleine Experiment brachte den guten Pater ins größte Ansehn; es wurde ihm ein eigenes Haus gebaut, und er zog, unter dem Vorwande der Mathematik, noch mehrere Missionarien an sich. Die Sache gieng lange gut, bis endlich Neider dem Chova vorstellten, daß die neue Lehre die Vielheit der Weiber verbiete, und dadurch die Anzahl seiner Unterthanen, und den Ertrag der Auflagen vermindre. Hiezu kam noch, daß verschiedene Personen nach der Taufe starben, und das erste Glied der cochinchinesischen Armee, bey einer Schlacht, portugesisch gekleidet war, woraus der Chova ein Verständniß der Portugesen mit seinen Feinden schloß. Die Jesuiten wurden mit den ersten Schiffen dieser Nation nach Macao zurückgesandt: die Anzahl der Christen belief sich damals auf 2 bis 300000 Seelen. Ludwig XIV. und der Pabst nutzten diese neue Glaubens-Eroberung durch apostolische Vicarien, aus dem Seminario der fremden Mißionen zu Paris, die sie nach Tunkin schickten, und die dort unter dem Titel Ou-tai, Aufseher der französischen Handlung, erschienen und aufgenommen wurden, obgleiche ihr eigentliches Geschäfte kein Geheimniß war; dies gieng aber nicht ohne Streit von Seiten der Jesuiten ab, die Tunkin's Christen als das Eigenthum ihres Fleisses ansahn, und Geistliche von andern Orden,

nicht in ihrem Beſitz dulden wollten. 1772 erging die erſte öffentliche Verfolgung gegen die Chriſten, wo durch ein Edikt des Chova ihre Lehre unterſagt wurde, und die Vicarien den Wanderſtab ergreifen mußten. Einer von ihnen aber ließ ſich, mit dem Kirchengeräthe, in einem Boote, unter Reiß verbergen, und wiſchte ſo, durch die Hülfe der Superiorin der Communität der heil. Kreuz-Jungfern, welche die Mißionarien in Tunkin geſtiftet hatten, glücklich ins innere Land, wo er ſein Amt, wie zuvor, verſah.

Alle Edikte welche das Chriſtenthum in Tunkin verbieten, haben es nie als das Geſetz Gottes oder des Herrn des Himmels, ſondern als das Geſetz Hoalang, oder die portugeſiſche Religion, verboten, welches denn die Mandarine ſehr gut zu nutzen wiſſen, wenn ſie, durch Beſtechung gewonnen, Chriſten begünſtigen wollen: dieſe brauchen ſich alsdenn nur zur Verehrung Gottes, und nicht zum Geſetz Hoalang zu bekennen, ſo fällt alle Strafe von ihnen auf ihren Angeber zurück. Unterdeſſen kann man nie ſagen, daß die chriſtliche Religion in Tunkin öffentlich geduldet worden ſey; einige Fürſten drückten nur ein Auge zu, weil ſie in den Mißionarien Kenntniſſe von Künſten und Wiſſenſchaften antrafen, die ſie bey ihren Unterthanen vergebens geſucht haben würden, und weil ſie von ihnen ſo manche europäiſche Seltenheiten geſchenkt bekamen, die ihre Neugier auf keine andre Art zu erhalten wußte. 1722 fieng eine der allgemeinſten Verfolgungen an; die Kirchen wurden niedergeriſſen, die Catechiſten gemißhandelt, und die Chriſten gezwungen, die Götzen anzubeten. Die Mißionarien

narien flüchteten in die Wälder, und einer der apostolischen Vicarien entgieng den Häschern auf keine andre Weise, als daß er sein Haus in Brand steckte. Doch es fehlte den Missionarien nicht an Mitteln wieder im Reich sich sehn zu lassen, einige thaten es mit Hülfe der Sineser, die sie durch Geld gewannen, und ein Jesuite, machte sich sogar die Ehrfurcht dieses Volks für seine Todten zu Nutze, und erhielt die Erlaubnis, einen Grab-Hüter, der Landes-Gewohnheit gemäß, bey dem Grabe eines Missionarien halten zu dürfen, der vormals im Tunkin gestorben, und auf Befehl des Prinzen ehrenvoll begraben worden war: unter diesem Vorwande kam ein Missionarius ins Land. 1737 litten verschiedene Christen den Märtyrer-Tod; einige Missionarien starben im Gefängnisse, und alle Versuche der Mandarine sie zum Abfall zu bringen, waren vergebens; einer dieser Quan's ließ die Knie eines Crucifixes, vor ihren Augen mit hölzernen Hämmern schlagen, weil er sich einbildete, daß sie Mitleiden mit ihrem Gotte haben, und sich so eher bewegen lassen würden.

Da die Gesetze den Christen ihren Schutz versagen, ja sie sogar verfolgen, so sehn sich diese beständigen Anfällen von Plünderern und Unterdrückern ausgesezt. In solchen Kantons, wo sie stark genug sind, um sich mit Nachdruck zu widersetzen, schaffen sie sich selbst gegen die Störer Recht, wenn diese keine Befehle der Mandarine aufweisen können, und begehn ihren Gottesdienst, unter ausgestellten Wachen, die mit grossen Stöcken, der einzigen in Tunkin erlaubten Waffe, bewehrt sind. Auf diese Art haben sie

schon

ſchon oft ihre Sicherheit, ſelbſt gegen die Abgeſchickte der Obrigkeit, geſchüzt. An andern noch unſichern Oertern, wird gemeiniglich die Nacht den gottesdienſtlichen Uebungen gewidmet, und früh um fünf Uhr iſt der Miſſionarius mit ſeinen Amtsverrichtungen fertig: der Zuſtand der erſten chriſtlichen Kirche! Der Eifer der tunkineſiſchen Chriſten iſt auſſerordentlich, viele, um die Sacramente zu empfangen, ſcheuen die weiteſten, und gefährlichſten Wege und Mühſeligkeiten tauſendfacher Art nicht, und warten ganze Tage in den Kirchen. Jeder Miſſionarius tauft jährlich wenigſtens 250 Perſonen, und manche haben es in ſieben Monaten bis auf 600 gebracht: man kann den jährlichen Anwachs der tunkineſiſchen Kirche auf zehn tauſend, ohne die von chriſtlichen Eltern gebohrene Kinder, rechnen. Die eifrigſten ſind unterdeſſen immer die Neubekehrten. Sie werden ihrer Treue, wegen vorzüglich zu Dienſten geſucht, und widerſtehen allen Verſuchungen des Argen, nur der Verſuchung der Liebe nicht; der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch ſchwach, und die Hitze des Klima's entſchuldigt dieſe Schwäche. Die gottesdienſtliche Ceremonie die den Tunkineſern am beſten gefällt, und die ſelbſt die Ungläubigen loben, ſind die Seelen-Meſſen; die Urſach davon iſt nicht ſchwer zu errathen, wenn ſich unſre Leſer erinnern, daß nichts von dieſem Volke mehr in Ehren gehalten wird, als das Andenken der Verſtorbenen.

Im königlichen Pallaſte iſt ein eigenes Behältnis, wo die, den Chriſten weggenommene Sachen aufbewahrt werden. Daß die Armuth der Hirten dieſer Kirche übrigens nicht ſo ganz auſſer-

ors

ordentlich seyn, und die Haabsucht der Mandarine oft zur Verfolgung mit anspornen mag, erhellt aus den hundert angefüllten Kästen, die einem Dominicaner-Mißionar weggenommen wurden, und der Confiscation der Gärten, Teiche und Häuser, welche die Vicarien zu Hion besassen. Nach dem Verfasser lebt jeder Mißionar sehr mäßig, und ißt mit seiner Familie und Schülern an Einer Tafel. Bey seinen Amtsverrichtungen wird er von den christlichen Gemeinen gespeiset, zu denen er sich begiebt; es ist der Gebrauch, daß die Christen des Orts, dem Mißionar bey seiner Abreise ein Schwein schenken, das gemeinschaftlich verzehrt, und was übrig bleibt, den Armen gelassen wird: ausserdem geben sie auch noch Reiß, Cauris-Schnuren, oder kupferne Pfennige, und freywillige Allmosen. Der Gehalt eines französischen Mißionar's den er vom Pariser Seminario empfängt, ist fünfhundert Livres; die Congregation de propaganda fide, giebt nur zweyhundert und funfzig. Diejenige, die aus den Eingebohrnen zu Priestern geweiht worden sind, können freylich ihr Amt sicherer und freyer verwalten, als die Mißionarien, die schon ihr Fremdseyn verräth.

Im Jahr 1751 schien ein Zufall den christlichen Mißionarien bessere Aussichten zu öfnen. Der König fand im Zeughause zu Ten-hoa eine Kanone mit einer Aufschrift in unbekannten Zügen, die seine Neugier rege machten. Kein Gelehrter, noch sonst jemand an seinem Hofe, konnte sie ihm erklären, bis ein tunkinesischer Jesuite, der zu Macao erzogen worden war, und ein wenig Latein und Portugesisch verstand, wenigstens so viel herausbrachte, daß es europäisch, aber in einer

Spra-

Sprache ſey, die er nicht verſtehe: er ſchickte eine Kopie davon an dem Pater Valecruck, einen Böhmen, und Superior der Miſſionen der zweyten Ordnung in Tunkin, der es las, und fand, daß es Holländiſch war, und den Namen des Stückgieſſers, das Kaliber, und das Jahr wenn die Kanone gegoſſen worden, bezeichnete. Der König glaubte in dem Pater Valecruck einen Mann von Kenntnis gefunden zu haben, den er ſonderlich beym Artillerie-Weſen gut gebrauchen könne. Er ließ ihn kommen, überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen, und trug ihm auf, noch mehrere Mathematiker zu verſchreiben. Der Pater ließ vier Jeſuiten von Macao hohlen, allein die Miniſter hatten unterdeſſen den König ſchon umgeſtimmt, und die Hofnung erſtickte. Im Jahre 1773 wurden zwey Prieſter der Religion wegen, daſelbſt enthauptet.

In Cochinchina ſind die Ausſichten weit günſtiger. Der dortige Regent gab 1774 ein Edikt, das man als eine förmliche Einwilligung zur Einführung der chriſtlichen Religion in ſeinen Staaten, anſehen kann.